



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Märkische Herrenhäuser aus alter Zeit

Helmigk, Hans-Joachim

Berlin, [1929]

Gestaltung des Äusseren

[urn:nbn:de:hbz:466:1-94219](#)

GESTALTUNG DES ÄUSSEREN

EINLEITUNG

Wesen und Eigenart eines Landes sind bestimmd für den Charakter der Bewohner und damit entscheidend für die Baugesinnung, aus der die Werke der Architektur erwachsen.

Die Mark ist im eigentlichen Sinne immer Kolonialland gewesen. Die politische Eroberung des Landes war im 13. Jahrhundert vollendet; ihre wirtschaftliche dauert noch bis auf unsere Tage. Denn hier kam die Natur dem Menschen nur wenig entgegen. Sand, Sumpf und Heide standen in ihrer Unfruchtbarkeit ihm feindlich gegenüber und mußten in langer, harter Arbeit bezwungen werden. Nur schwer konnte sich ein bescheidener Wohlstand entwickeln; denn das Land war dünn besiedelt, die Straßen schlecht, und die vielen Kriege vernichteten nur zu oft das Wenige, mühsam Entstandene.

All das aber formt entscheidend am Charakter der Bewohner, die an sich ja keine einheitliche Rasse bildeten, sondern ursprünglich aus vieler Herren Länder kamen, sich weitgehend mit der alten wendischen Bevölkerung gemischt hatten und auch später noch durch die großzügige Siedlungspolitik der Kurfürsten und Könige den Zuzug viel fremden Blutes aufnehmen mußten. So gibt das Land selbst seinen Bewohnern die Form, und es entsteht ein hartes Kolonistengeschlecht mit ausgesprochenem Sinn für Tatsachen, nüchtern, zäh, tüchtig, anspruchslos und von großer Einfachheit; aber auch enge, mißtrauisch und am Gelde klebend (denn das wird schwer verdient!). Man ist ganz auf die praktischen Dinge des Daseins gerichtet und zeigt nur wenig Sinn für höhere Werte; im allgemeinen ist man in der Mark Brandenburg sehr amusisch!

Aus diesem nüchternen und praktischen Geiste heraus werden die Herrenhäuser geplant. Ihre Lage im Dorfbilde hat sich wohl meist historisch-zufällig ergeben oder wurde durch rein wirtschaftliche Erwägungen bestimmt; Rücksichten städtebaulicher Art kommen selten vor; das Gefühl für landschaftliche Schönheiten in unserem heutigen Sinne ist vollends gar nicht vorhanden! Auch die Stellung des Herrenhauses zu Hof und Garten wird durch höhere Gesichtspunkte kaum beeinflußt; praktische Überlegungen sind allein ausschlaggebend! Typische Erscheinungsformen entwickeln sich

hier nicht, so daß sich keinerlei feste Gesetze aufstellen lassen; alles ist von besonderen örtlichen Verhältnissen abhängig.

Erst im 18. Jahrhundert finden sich einige Beispiele, die von großzügigen Barockgedanken beeinflußt eine städtebauliche Gruppierung ihrer Baumassen versuchen. Gewöhnlich aber will man keine Schlösser bauen oder großzügige Anlagen schaffen. Dazu ist man wie gesagt zu arm, aber auch zu nüchtern und unkultiviert. So handelt es sich bei den märkischen Gutshäusern zumeist um verhältnismäßig kleine Bauaufgaben, gemessen etwa an den Herrensitzen des westlichen Deutschlands, Sachsen oder Schlesiens. Es ist kein Zufall, daß hier die meisten Ausnahmen, vor allem in späterer Zeit, selbst wenn sie von bedeutenden Architekten herrühren, oft etwas Fremdes und wenig Bodenständiges zeigen, das sich der Landschaft nicht immer glücklich einpaßt.

Denn gerade das Bodenständige und Erdverbundene ist es, daß uns diese alten Häuser bei aller ihrer Einfachheit so sympathisch macht! Ihre ruhigen Baumassen sind ebenso wie ihre Einzelformen aus einem sicheren handwerklichen Können entstanden, das den einheimischen Baustoffen die ihnen entsprechenden Formen zu geben verstand. Die Baumeister, die die Schöpfer dieser alter Herrenhäuser sind, gehören wohl anfangs fast ausschließlich dem Handwerkerstande an. Ihre Baugesinnung geht mit der der Bauherren noch in Selbstverständlichkeit zusammen: Zweckmäßigkeit bestimmt den Grundriß und ein in gesunder, handwerklicher Überlieferung entstandenes Formgefühl entwickelt darüber knapp und sachlich den Aufriß. Die ausschlaggebende Rolle bei der Gestaltung des Äußeren aber spielen vor allem die Baustoffe; denn sie bedingen und entwickeln ihre besondere Formensprache.

* * *

Mit Holz, Lehm und Granitfindlingen, den sogenannten Feldsteinen, wird anfangs in der Hauptsache gebaut; später gewinnt der Backstein immer größere Bedeutung. Bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts hat bei dem großen Waldreichtum der Mark der Fachwerkbau mit Lehmstaakenfüllung überwogen. Von da an wird er durch den Massivbau allmählich mehr und mehr verdrängt, kommt aber in einzelnen Fällen bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts noch zur Anwendung. Das Außenmauerwerk der Massivbauten bestand bis etwa um 1700 aus einem Gemisch

von Feldsteinen und gebrannten Ziegelbrocken, das in regellosem Verbande zusammengefügt wurde und infolgedessen meist große Mauerstärken erforderte. Da die Härte des Granits ein Bearbeiten außerordentlich schwierig macht, blieben die Feldsteine unbehauen und kamen nur in die glatten und durchgehenden Mauern als Füllung, während die Ecken und Kanten, also vor allem auch die Einfassungen von Türen und Fenstern in Ziegeln gemauert wurden. Die Verschiedenartigkeit beider Materialien aber ergibt von selbst für die Außenfassade die Putzfläche, ebenso wie die Lehmstaakenfüllung sie schon aus Gründen der Wetterbeständigkeit erfordert. Der Feldsteinrohbau kam für Herrenhausbauten überhaupt nicht zur Anwendung. Denn die schlechten wärmetechnischen Eigenschaften des Findlings, vor allem seine große Wärmeleitfähigkeit ließen ihn für die Außenmauern eines Wohnhauses als wenig geeignet erscheinen und so wurde er hier mehr und mehr vom Backstein verdrängt. Dagegen wird der Feldsteinrohbau von der Mitte des 18. Jahrhunderts an immer häufiger für Wirtschaftsgebäude, Ställe und Scheunen verwandt! Hier ist seine Unverwüstlichkeit und vor allem auch Billigkeit ausschlaggebend; Rücksichten auf seine schlechten Wärmeeigenschaften spielen keine Rolle. Diese Rohbauten werden in regelrechtem Zyklopenmauerwerk aufgeführt. Meist spaltet man den Feldstein, so daß er eine verhältnismäßig gerade Ansichtsfläche erhält; nur die Quadern an den Gebäudecken bekommen winkelrechte Bearbeitung. Die Leibungen von Türen und Fenstern dagegen werden gewöhnlich in Ziegeln gemauert, die man nachher mit Kalk schlemmt oder verputzt und dann weiß streicht. Das Hauptgesims führt man entweder in gleicher Weise aus oder es wird verbrettert. Die regellosen Fugen zwischen den einzelnen Feldsteinen werden gewöhnlich ausgekratzt und dann sorgfältig mit Steinsplittern ausgezwickt, so daß überhaupt keine Fuge mehr in Erscheinung tritt. Zuweilen aber zeigt man auch die Fuge und verstreicht sie in der Fläche breit mit Kalk. Niemals aber kam man auf den Gedanken, die Fugen krampfaderartig vor die Steinfläche hervortreten zu lassen und auf diese Weise jeden Stein viel zu sehr von seiner Umgebung zu isolieren!

Es ist nun eigentlich sehr zu bedauern, daß man diesen Feldsteinrohbau verhältnismäßig spät entwickelt hat, so daß er seine Höhe erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts erreicht, zu einer Zeit also, als sich neben dem

Fachwerk der gebrannte Ziegel als alleiniger Baustoff durchgesetzt hatte! Denn diese alten Feldsteinbauten sind in ihrer flächigen und farbigen Erscheinung von so hervorragender Wirkung, erscheinen so wuchtig und so mit dem Boden verwachsen, daß man schon um der Geschlossenheit der Hofanlage willen hätte wünschen müssen, daß der Feldstein auch für das Herrenhaus, — hier vielleicht nur als eine Art Verblender, — verwendet worden wäre! Denn für die Fassadengestaltung hätte dieses Material noch große Möglichkeiten geboten. So bleibt es leider auf die Wirtschaftsgebäude beschränkt und wird am Herrenhaus selbst nur zu Fundamenten und Sockel, Gartenmauern und Torpfilern genommen¹.

Die Hauptmauern des Herrenhauses werden also nach 1700 vorwiegend in Backstein ausgeführt. Aber ebenso wie das alte Mauerwerk aus Findlingen und Ziegelbrocken erhält der reine Ziegel einen glatten Verputz. Es scheint zunächst verwunderlich, daß auch früher, zu einer Zeit, wo in Norddeutschland so hervorragende Ziegelbauten aufgeführt wurden, der Backsteinrohbau am märkischen Herrenhaus nur eine untergeordnete Rolle spielt. Die Erklärung ist vielleicht darin zu suchen, daß zwar in den Städten gute Ziegeleien zur Verfügung standen, daß sich auch bei der Errichtung kirchlicher Großbauten in der Einöde (Zisterzienser) die Anlage besonderer Ziegeleien lohnte, daß der Erbauer des verhältnismäßig kleinen Herrenhauses aber auf die primitiven Feldbrandöfen angewiesen war, die infolge ihrer technischen Unvollkommenheiten nur einen schwachen Brand lieferten, der für den Rohbau unbrauchbar war. Dieses Material war so schlecht, daß es unverputzt der Witterung nicht standhielt und bis zur Verwendung auf der Baustelle wohl größtenteils schon zu Bruch gegangen war. Daher auch das häufige Vorkommen von Ziegelbrocken in Verbindung mit Feldsteinen, das sich bei den ältesten Herrenhäusern findet!

Mit der zunehmenden Besiedelung der Mark durch die preußischen Könige sind freilich auch auf dem flachen Lande Ziegeleien entstanden, die wetterfeste Steine hätten liefern können. Zu dieser Zeit aber bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts widersprach der Ziegelrohbau dem herrschen-

¹ Ausnahmsweise ist auch der Raseneisenstein für Wirtschaftsgebäude verwendet worden. Aus diesem Material hat Schinkel in Neu-Hardenberg einige Ställe und Scheunen errichtet. Die Außenmauern hat er zum größten Teil unverputzt gelassen. Auch hier ist die ästhetische Wirkung sehr gut. Diese rauen Flächen sehen von weitem wie dunkelbrauner Samt aus!

den Zeitgeschmack, der Grund, weshalb auch die Versuche Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen in Potsdam, die ja auf holländischen Einfluß zurückgingen, nur vereinzelt nachgeahmt wurden¹ und auf die Dauer erfolglos geblieben sind! Es gehört aber auch mit zum Begriff einer zusammenhängenden Baukultur, daß sie an alten Überlieferungen mit Zäigkeit festhält. Erst der Zeit des Niederganges, in der die alten Traditionen brechen, bleibt es vorbehalten, auch hier Wandel zu schaffen!

David Gilly, der sich besonders für die technischen Fragen der »Landbaukunst« interessierte, hat den Bau mit luftgetrockneten Lehmsteinen anzuregen versucht, scheinbar aber auch ohne Erfolg, denn das Herrenhaus Klein-Machnow bei Berlin, das er 1796 aus diesen Luftziegeln errichtete, ist eine Ausnahme geblieben!² (Abb. 53b.)

Auch der Sandstein spielt eine sehr geringe Rolle. Er kommt nur bei wenigen anspruchsvolleren Fassaden (Meseberg, Reitwein) für besonders betonte Einzelheiten zu sparsamer Anwendung; also für Portale und Wappensteinen, zuweilen aber auch für Freitreppen (Groß-Rietz) (Abb. 59a, b). Er war ein kostspieliges Material, das von weit her, aus den sächsischen oder schlesischen Brüchen mühsam herangeschafft werden mußte. Sicherlich wurden, schon der hohen Frachten wegen, die einzelnen Werkstücke fix und fertig von dort her an die Baustelle geliefert. Auch ist die Formengebung, vor allem des Ornamentalen, derartig sicher und gewandt und so vollkommen frei von allen provinziellen Eigenheiten, daß sie wohl kaum

¹ Wie etwa in dem Kleist v. Bornstädt'schen Gutshause zu Hohenauern im Westhavellande, einem einstöckigen Fachwerkbau mit Füllungen in Ziegelrohbau. (Abb. Kunstdenkmäler Westhavelland.)

² Gilly bringt in seiner »Landbaukunst« folgende Notizen über den Bau: »In hiesiger Gegend hat unter anderem Herr von Hacke auf dem Landgut Machnow ein großes, herrschaftliches Wohngebäude von zwei Etagen und einem hohen Souterrain von Luftsteinen mit Verblendung der Außenseiten, der Fronten und Giebel aufgeführt. Es sind in diesem Gebäude sogar die inneren Wände und Mittelmauern im Souterrain ganz von Luftziegeln und nur ein 8–10 Zoll hoher Untersatz vom Kellerplaster an mit gebrannten Steinen gemauert worden. Es steht das Gebäude nun schon gegen zehn Jahre, ohne auf irgendeine Art weder im inneren noch im äußeren Abputz einige Beschädigungen erlitten zu haben. Was indes das Mauerwerk der Souterrainwände aus Luftsteinen betrifft, so will ich solches wieder nicht zur Nachahmung empfehlen, besonders wo der Boden nicht von solcher Trockenheit ist, als am gedachten Orte.« (Anweisung zur landw. Baukunst 1836, erster Teil, S. 85. Sammlung nützlicher Aufsätze III, 1799, S. 103). Vgl. auch Färber, Das Schloß Klein-Machnow, Zentralblatt der Bauverwaltung 1920, S. 177–78 (Grundrisse).

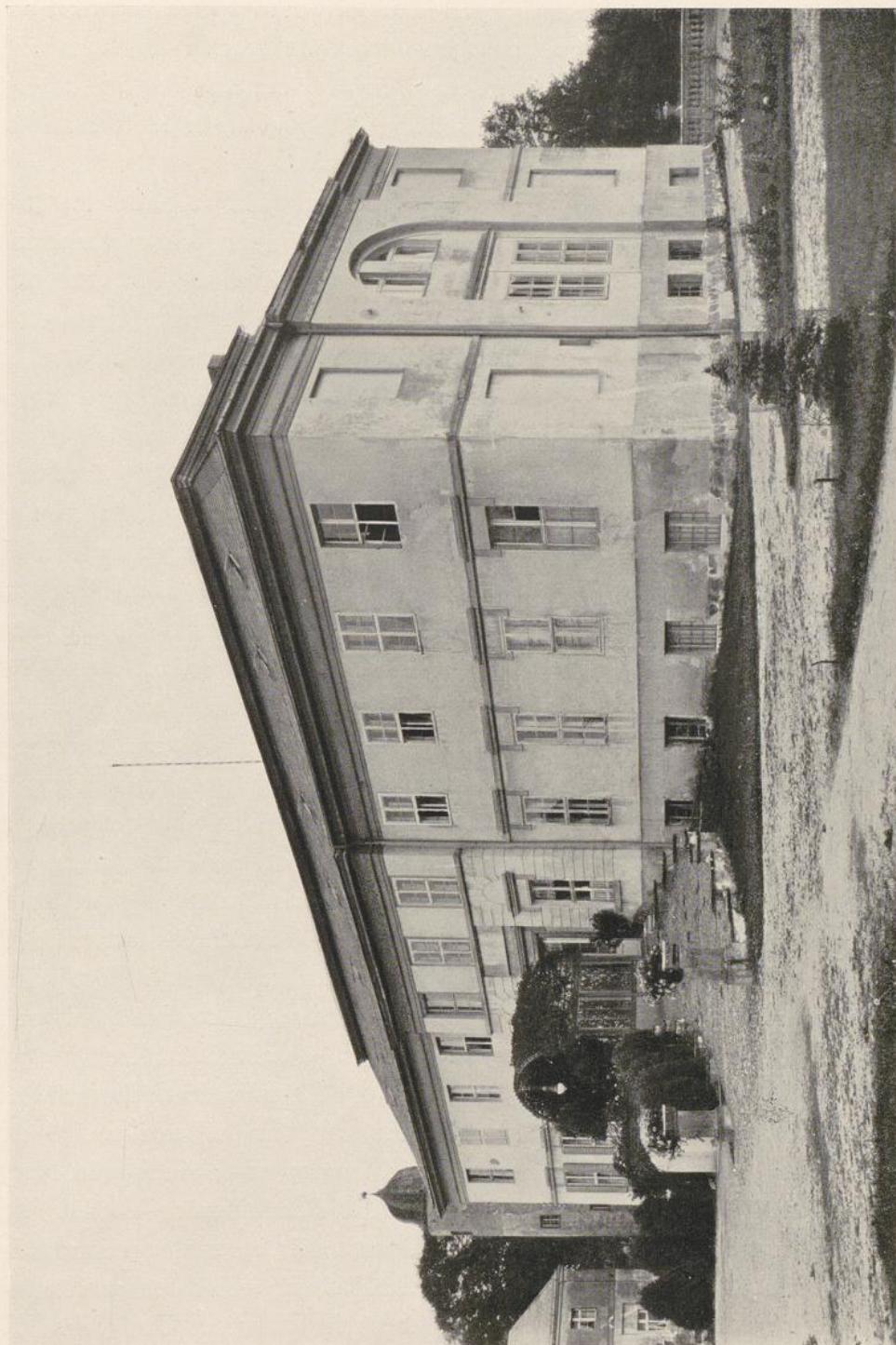


Abb. 53b. Klein-Machnow. Vorderfront

auf einheimische Steinmetzen zurückgeht, sondern man annehmen darf, daß all diese Stücke auf Bestellung, sozusagen nach Katalog, aus der sächsischen oder schlesischen Hütte geliefert wurden. Doch bleiben das vereinzelte Ausnahmen, denn in Zeiten eines bodenständigen Handwerks hielt man sich an die Baustoffe, die das Land selbst bot.

So sind die alten Herrenhäuser auch anfangs wohl fast alle mit Stroh oder Schilf eingedeckt worden. Hier aber verdrängten schon verhältnismäßig sehr zeitig schwere Pfannen und Biberschwänze diese feuergefährlichen Werkstoffe. Sie kamen bald nur noch für Ställe und Scheunen in Frage, also für diejenigen Hofgebäude, die keine eigene Feuerstelle besaßen.

Der Schiefer ist in der Mark nicht bodenständig. Zu ihm hat man wohl nur ganz ausnahmsweise einmal gegriffen. (Vgl. die oben angeführte Baubeschreibung von Trampe: . . . »so dazu vom Harze geholet worden!«) Nach dem Dreißigjährigen Kriege hat sich die Eindeckung mit gebrannten Steinen anscheinend ganz allgemein durchgesetzt. Die großen ruhigen Dachflächen, deren Zusammenhang nur von ganz wenigen Lichtöffnungen unterbrochen wird, sind so recht eigentlich charakteristisch für die alten Gutshäuser. In Größe und Form ihrer Dächer unterscheiden sie sich in erster Linie von den Katen der Bauern. Nur das Kirchendach kann sich im Dorfbilde in Masse und Wuchtigkeit noch mit ihnen messen. So haben diese alten Dächer eine stark repräsentative Note; oft sogar bringen sie ganz allein die Würde des Hauses zum Ausdruck; denn die hellen Putzfassaden sind gewöhnlich denkbar einfach! — Es ist nun sehr interessant zu sehen, wie die Form des Daches sich allmählich ändert!

Die Häuser der Renaissancezeit trugen wohl meist ein einfaches Satteldach, weil sie entscheidenden Wert auf die formale Durchbildung ihrer Giebel legten (Stolpe, Kemnitz). Die Neigung ihrer Dachflächen ist noch verhältnismäßig steil; sie beträgt etwa $50-55^\circ$. Auch das allseitig abgewalmte Satteldach, das in der Folge dann die Renaissancedächer ablöste und etwa bis 1700 vorherrschend gewesen zu sein scheint, zeigt den gleichen steilen Querschnitt. In ihm hat man fraglos noch die letzten Nachwirkungen der Gotik zu sehen. Für das zähe Festhalten an diesen alten Dachwinkel war aber sicher auch der Grund mit ausschlaggebend, daß man nicht auf die großen nutzbaren Bodenflächen verzichten wollte, die zur Lagerung von Vorräten notwendig gebraucht wurden. Und wenn sich

dann nach 1700 das Mansardendach, das in der Mark schon kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege auftaucht, so schnell durchzusetzen vermag, hat man diese Tatsache zum guten Teil wohl mit auf das gleiche Bedürfnis zurückzuführen. Denn hier bot die konstruktive Durchbildung des Daches von sich aus schon die Möglichkeit, zwei Böden übereinander anordnen zu können.

Trotzdem aber kommt das abgewalmte Satteldach um die Mitte des 18. Jahrhunderts herum wieder auf, jetzt sogar unter einem erheblich flacheren Neigungswinkel. Der Wunsch, gut beleuchtete Bodenkammern zu schaffen, ohne die eigentliche Dachhaut durch Lichtöffnungen unterbrechen zu müssen, drängt um 1700 zur Einführung des mittleren Dachaufbaues, des Frontespice oder »Fremdenspieß« wie das Wort im Volksmunde mißverstanden wurde, weil hier die Fremdenzimmer lagen. Als man dann allmählich auch die Giebelkammern mehr und mehr ausbaute, ergab sich fast von selbst der Krüppelwalm. Das Satteldach mit Krüppelwalm wird besonders in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts bevorzugt und behauptet sich bis in das erste Viertel des 19. Um 1800 herum beginnt sich daneben aber wieder das einfache Satteldach durchzusetzen im Einklang mit den herben Formen des Berliner Klassizismus, der bei einem verhältnismäßig flachen Neigungswinkel (45° oder darunter) besonderen Wert auf die architektonische Durchbildung der Giebelseiten legte.

Das Mansardendach wurde in erster Linie für alle eingeschossigen Bauten gewählt; denn hier brauchte man die großen zusammenhängenden Bodenflächen besonders notwendig, während bei den zweistöckigen Häusern zuweilen noch das Obergeschoß zur Unterbringung von Wirtschaftsräumen mit herangezogen wurde! (Vgl. den großen Malzboden im Obergeschoß von Fretzdorf, Abb. 47). Auch der Wunsch, das schlichte eingeschossige Herrenhaus vor den übrigen Gebäuden des Dorfes gebührend herauszuheben, war wohl mitbestimmend für diese Wahl. Bald aber kommt das Mansardendach auch bei den zweistöckigen Bauten auf. Anfangs ist es allseitig abgewalmt, später, nach der Jahrhundertmitte, wird wie beim Satteldach nur der obere Teil des Giebels gewalmt. Gänzlich walmlose Mansardenhäuser, wie sie gegen Ende des Jahrhunderts sich finden, (vgl. etwa das dem jungen Baumann zugeschriebene Rietzsche Landhaus in Potsdam¹)

¹ Abb. Schmitz, Berliner Baumeister, Seite 183.

scheinen sich nicht im Herrenhausbau durchgesetzt zu haben. Ebenso sind die Versuche David Gillys mit dem französischen Mansardendach, dessen obere Hälfte so flach gestellt ist, daß sie für die Ansicht nicht mehr in Erscheinung tritt (vergl. Klein-Machnow, Abb. 53b und Gütergotz, Abb. 66) zunächst nicht weiter aufgenommen werden. Mit dem Aufkommen des Klassizismus wird die Neigung des Mansardendaches immer flacher. Ein interessantes Beispiel für die veränderten Dachproportionen bietet der Dachstuhl von Casel. (Abb. 42.) Um 1810 herum verschwindet das Mansardendach dann ganz.

Ein großer Teil des Hauptreizes, den all diese alten Dächer auf den Betrachter ausübten, ist heutzutage leider oft verschwunden. Mehr oder minder ungeschickte Dachfensterausbauten, oft schwer im Maßstab mißglückt, zerstören jetzt die Einheitlichkeit und Ruhe ihrer Erscheinung. Größere Wohnansprüche haben in den letzten 100 Jahren dazu geführt, immer mehr von den Vorräumen im Dach zu Wohnzimmern auszubauen. Diese alten Dachkammern brauchten ihrem Zweck entsprechend nur wenig Licht. Also begnügte man sich auch mit den notwendigsten Öffnungen, denn Dachfenster sind ja von jeher eine Quelle der Verdrießlichkeiten durch die Gefahr ihres Undichtwerdens.

Die eigentlich bodenständige Form des Dachfensters ist die Fledermausluke, folgerichtig entwickelt aus den technischen Eigenheiten der Eindeckungsstoffe. Anfangs waren diese Luken klein und niedrig und ergaben sich durch ein nur schwaches Anlüften der Dachhaut. Später gegen Ende des 18. Jahrhunderts werden sie größer und höher; eine eigentlich ästhetische Durchbildung erhalten sie erst um und nach 1800, wo oft sehr reizvolle Aufteilungen durch Ziersprossen geschaffen werden. (Vergl. Pinnow Abb. 10, Diedersdorf, Abb. 43.)

Aus konstruktiven Gründen aber werden diese Fledermausfenster für den unteren Teil der Mansardendächer nicht gern gewählt. Man findet sie eigentlich nur in den alten sächsischen Grenzgebieten der Niederlausitz (Scheegeln). Hier führt man die seitlichen Abläufe im Grundriß meist schräg zurück, um so ein möglichst kurzes Ausschleppen zu erreichen. Im allgemeinen aber wählt man in der Mark lieber das stehende Dachfenster für die untere Mansarde. Es wird so klein als irgend möglich gehalten und seinem oberen Abschluß entsprechend in Ziegeln oder Blech abgedeckt.

Beim Eindecken mit Ziegeln scheint das kleine Sattel- oder Walmdach bevorzugt worden zu sein; einfaches Abschleppen der Dachhaut kommt weniger häufig vor.

Gleichfalls von großer Wichtigkeit für die Gesamterscheinung des Daches sind Stellung und Form der Schornsteine. Ihre Anordnung war manchmal ein schwieriges technisches Problem, das große handwerkliche Sorgfalt erforderte. In der Renaissancezeit hat man sie ihrer Lage im Grundriß entsprechend wohl senkrecht zum Dach herausgeführt und waggerrecht abgedeckt, ohne ihnen eine weitere Durchbildung im Formalen zu geben. Erst in der Barockzeit macht sich das Bedürfnis geltend, sie der streng symmetrischen Gesamthaltung des Baukörpers zu lieben regelmäßig zum Dachfirst zu verteilen. Dieser Zwang, an einer bestimmten Stelle der Dachhaut den Schornsteinkasten heraustreten zu lassen, führt aber oft zu äußerst gewagten Hilfskonstruktionen. So zieht man vielfach im Dachboden eine ganze Reihe von Schornsteinen zu einem Block zusammen und führt dabei die einzelnen Rohre oft viele Meter fast wagerecht; hier manchmal sogar auf einer Balkenunterlage, wenn man die Mittelmauern nicht benutzen konnte, oder die Entfernung für eine Wölbung zu groß war. Man scheute sich sogar nicht, zuweilen auch das Holz mit dem Rauchrohr in direkte Verbindung zu bringen, wahrscheinlich, weil man glaubte, die starke Rußbildung werde genügend gegen Feuer schützen. Tatsächlich aber sind ein großer Teil der Brände, die viele dieser alten Häuser vernichtet haben, auf derartig mangelhafte Schornsteinkonstruktionen zurückzuführen. — Über dem Dache wurden die Schornsteine scheinbar immer geputzt; ihre formale Durchbildung ist im übrigen sehr einfach; sie besteht gewöhnlich aus einer waggerrechten Abdeckplatte, die wenige Zentimeter vorkragt. Nur bei einigen anspruchsvollen Häusern verraten auch die Schornsteine etwas von der Formengebung ihrer Zeit. Sie sind dann allerdings auch immer symmetrisch angeordnet. »An beiden Seiten zwei gegeneinander überstehend«, wie es etwa in der Baubeschreibung von Trampe heißt. Zum großen Teil aber scheute man doch wohl die schwierigen und teuren Hilfskonstruktionen, denn wir finden gleichfalls eine ganze Reihe barocker Häuser, die keine Rücksicht auf irgendwelche Schornsteinsymmetrie nehmen; zur Zeit des Klassizismus vollends wird man ziemlich gleichgültig gegen ihre regelmäßige Verteilung. —

DIE FASSADENGESTALTUNG BIS ZUM DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGE

Von den Herrenhäusern aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege ist zunächst ganz allgemein zu sagen, daß keiner von den wenigen Bauten, die sich bis auf unsere Tage herübergerettet haben, ganz unverändert ist. Die Ausbauten, wie Erker, Küche und Treppenturm sind großenteils heute wieder verschwunden und auch sonst sind in den meisten Fällen Dachform und Fenster umgestaltet. Gemessen an den gleichzeitigen Herrensitzen West- oder Mitteldeutschlands sind ferner wie gesagt die märkischen Gutshäuser alle sehr einfach. Von dem Schmuck und Zierbedürfnis der deutschen Renaissance ist nur wenig an ihnen zu merken. Wo überhaupt dekorative Elemente vorhanden sind, werden die Motive außerordentlich stark vereinfacht. Es fehlte eben das Geld, die handwerklichen Kräfte, aber auch wohl die Gesinnung, die nach ästhetisch-reizvollen Formen verlangt hätte! —

Die stilistische Entwicklung vollzieht sich hier übrigens um fast ein halbes Jahrhundert später als in Mitteldeutschland. In Demerthin beispielsweise wird noch nach 1600 im Innern teilweise gotisch gebaut!

Wenn man nun infolge der zahlreichen baulichen Veränderungen auch heute keinen ganz klaren Eindruck von der ursprünglichen äußeren Erscheinung mehr hat, so scheint doch eine wichtige Tatsache festzustehen: Für die Gliederung des Äußeren ist allein der Grundriß ausschlaggebend. Fenster und Türen werden nur nach den Bedürfnissen des Inneren angeordnet; also ergibt sich die unsymmetrische Stellung der Ausbauten aus der festgelegten Raumanordnung. Der Treppenturm z.B., der ja immer mit der Diele in Zusammenhang stand, mußte aus der Mitte seitwärts verschoben werden, damit diese durchgehende Diele wenigstens noch durch ein Fenster von der vorderen Schmalseite her Licht erhielt. Trotz der mannigfachen Willkürlichkeiten, die sich im Äußeren durch solche Notwendigkeiten ergaben, wurde gegen das Gleichgewicht der Massen, diesen Hauptgrundsatz jeder guten Architektur, eigentlich niemals verstößen. Die Häuser, die einen Treppenturm besaßen, mögen in Verbindung mit Zwerggiebeln, hohen Schornsteinen und dem rückwärtigen Küchenbau ein ganz malerisches Aussehen gehabt haben, wenn sie etwa übereck betrachtet

wurden. Die Rückfronten freilich, an denen die angebauten Küchen weit nach dem Hof zu vorsprangen, wie z. B. in Lünow und Stolpe, wirkten wohl nicht gerade günstig! Doch wurde mit einem Anblick von dieser Seite her auch gar nicht gerechnet. Es ist überhaupt bezeichnend für eine ganze Reihe von märkischen Häusern — nicht nur aus der Renaissance, sondern auch für solche aus viel späterer Zeit —, daß ihre Rückseiten völlig untergeordnet behandelt werden und auf jede formale Durchbildung verzichten müssen. Die Betonung liegt bei ihnen lediglich auf der Vorderseite, bei den Renaissancebauten vor allem auch auf den Giebeln.

Dieses Herausheben der Giebelseiten kam in erster Linie dort in Frage, wo man mit der Fernwirkung zu rechnen hatte. So wurde in Stolpe (1553) der dem Odertal zugekehrte Giebel — das Haus liegt auf halber Höhe, die Längsachse quer zur Talrichtung —, mit scharfschnittenen Profilen in den geometrischen Formen der Übergangszeit gegliedert (Abb. 54a), während die dem Berg zugekehrte Schmalseite fast völlig schmucklos blieb.

Das gleiche Gestaltungsprinzip kommt in ähnlicher Weise in Kemnitz zur Anwendung. Die Längsfronten sind völlig flächig gehalten, nur das Eingangsportal ist durch Rundbogen und Hocknischen etwas herausgehoben. Der Giebel dagegen, der sich dem nahen See zuwendet, wird durch Pilasterstellungen und sich verkröpfende Horizontalgesimse aufgeteilt. Auch hier treten, der Fernwirkung über das Wasser wegen, alle Profile kräftig aus der Fläche hervor (Abb. 6).

Ob Wilkau, das auch unmittelbar am Wasser liegt, ursprünglich ebenfalls Giebel gezeigt hat, ist nicht mehr festzustellen. Heute trägt das Haus ein schweres Mansardendach, und an seine Entstehungszeit (um 1550) erinnert im Äußeren nur noch die unsymmetrische Stellung von Tür und Fenstern sowie das alte Rundbogenportal selbst, das von zwei plumpen Renaissancepilastern eingerahmmt wird, die in ihrer tektonischen Funktion völlig mißverstanden sind.

Auch Pessin, das älteste der heute noch bestehenden märkischen Herrenhäuser (1419?), zeigt im Äußeren nicht mehr den ursprünglichen Charakter.

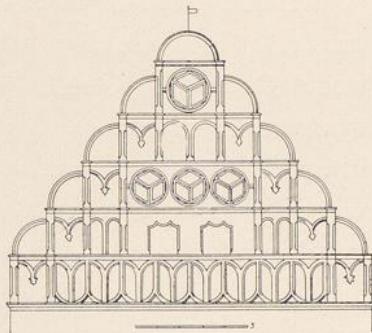


Abb. 54a. Stolpe

Das alte eichene Fachwerk mit seinen winzigen, unregelmäßig verteilten Fensteröffnungen darin besteht zwar noch und deutet durch die mittelalterliche Art seiner Konstruktion (Abb. 54b) auf eine sehr frühe Entstehungszeit, doch hat ein Umbau in neuerer Zeit das Hauptgesims völlig verändert, Dachaufbauten und Erweiterungen sind hinzugekommen, so daß man von dem alten bescheidenen Bau keinen ganz klaren Eindruck mehr zu gewinnen vermag.

Ebenso einfach und anspruchslos, eigentlich nicht viel mehr als ein größeres Bauernhaus, war Lünow. (1910 leider zum größten Teil abgerissen.) Auffallend ist hier die verschiedene Dachneigung der einzelnen Baukörper. Besonders steht die flache Lagerung des Hauptdaches in betontem Gegensatze zum Zeitgeschmack.

Denn das in nächster Nähe gelegene Bagow (1545, Abb. 3) z. B., das etwa der gleichen Entstehungszeit angehört, trägt noch das typische steile Dach der Gotik, das mehr oder weniger ausgesprochen auch die übrigen Häuser aus der Mitte des 16. Jahrhunderts zeigen. Bagow ist übrigens eine der ganz wenigen Ausnahmen, die in Ziegelrohbau errichtet wurden. Der Grund hierfür ist vielleicht in der Besonderheit der geographischen Lage zu suchen. Denn man konnte vom nahen Brandenburg her, in dem damals ja der Backsteinbau noch blühte, die Ziegel bequem auf dem Wasserwege heranschaffen! Im übrigen ist aber auch hier viel verändert worden. Ob die Fenster schon von Anfang an die jetzige Größe besaßen, ist zweifelhaft; ihre Umrahmungen und Verdächungsgesimse, die sie heute zeigen, gehören erst dem Barock an.

Das einzige Haus, das sich aus dieser Zeit in seinem Äußeren fast unverändert erhalten hat und auch sonst einen Typ für sich darstellt, ist das jüngste dieser Gruppe, Demerthin (1604, Abb. 4), weitaus die bedeutendste Schöpfung aus der Zeit vor dem großen Kriege.

Hier erscheint zum ersten Male ein Bau vor uns, der aus einem großen einheitlichen Gedanken heraus geplant und zu einer bewußt monumentalen Gestaltung gebracht wurde. In den steilen Giebeln und dem Turm mit der Wendeltreppe spürt man zwar noch die Nachwirkungen der Gotik. Aber die ganze Art, wie der Umriß aufgelöst wird, die Teile Selbständigkeit erhalten und sich doch dem großzügigen Mittelmotiv, dem beherrschenden Sechseck des Turmes unterordnen, wie das Ganze durchaus symmetrisch in seiner Massenverteilung gedacht ist, mit Steigerung zur Mitte

hin, zeigt schon den Geist einer neuen Zeit, der hier im Werk eines bedeutenden Architekten zum Ausdruck kommt. Dabei wird die Wirkung nur durch die Gliederung der Baumasse erzielt und auf alles Ornamentale verzichtet. Nur Portal und Wappen, in Werkstein ausgeführt, zeigen eine reichere Behandlung. Auch die Wahl

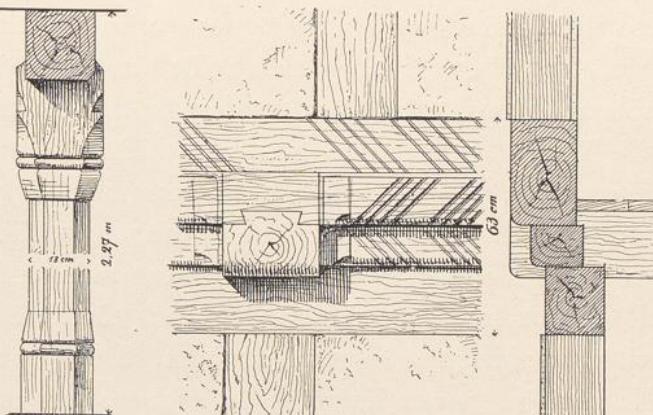


Abb. 54b. Pessin. Konstruktive Einzelheiten des Fachwerkes

der Motive verrät den Meister. Wie oben erwähnt, ist z. B. die Sechseckform des Turmes ein außerordentlich geschickter Kunstgriff des Erbauers, der dem Turm die notwendige Breitenerscheinung geben und den dahinterliegenden Räumen trotzdem das notwendige Licht zuführen wollte. Die Symmetrie ist nur in der Verteilung der Hauptmassen streng durchgeführt; die Unterglieder werden freier gestaltet. Das Eingangsportal etwa ist aus der Turmmitte seitwärts verschoben, weil die Wendelung der Treppe sonst nicht die nötige Kopfhöhe für den Eintretenden gestattet hätte. Doch wird eine derartige Abweichung durchaus nicht als störend empfunden, sie wirkt eher noch als besondere Feinheit. — Überhaupt stellt Demerthin wohl eine Leistung dar, die den Vergleich mit Herrensitzen von ähnlichem Umfange in West- oder Mitteldeutschland nicht zu scheuen braucht. Die märkische Baukunst zeigt hier Anfänge einer neuen Entwicklung des Herrenhauses, die große Möglichkeiten in sich zu tragen schien, Baugedanken, deren Reife vieles versprach. Doch der große Krieg hat auch hier alle Keime vernichtet und als er beendet war, hatten sich die Baugesinnung und die wirtschaftlichen Voraussetzungen in wesentlichen Punkten gewandelt. —

VOM DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGE BIS ZUM AUSGANG DER BAUTRADITION 1840

Die Fachwerkshäuser zwar ändern sich zunächst nicht wesentlich, denn ihre Konstruktion ist aus zusammenhängender Bauüberlieferung durch die Jahrhunderte erwachsen. Das Gefüge ihres Holzwerks bleibt zumeist weiter

unverhüllt und wird nur insofern etwas vereinfacht, als man beim Übersetzen des oberen Stockwerks die Balkenköpfe nicht mehr unter den Schwellhölzern hervortreten läßt, sondern in der Fläche bleibt, infolgedessen auch alle Profilierungen und einfachen Schnitzereien wie sie etwa das alte Pessiner Haus zeigt, von selbst in Wegfall kommen. Denn jetzt wird für Fachwerkbauden statt der Eiche fast allgemein die Kiefer verwendet, und bei der größeren Weichheit ihres Holzes war man auf die Fläche angewiesen, da alle hervortretenden Holzteile sonst einer verhältnismäßig schnellen Verwitterung ausgesetzt gewesen wären. Der Grund für diesen Wechsel in der Holzart ist in der Tatsache zu suchen, daß die Kiefer seit dem Dreißigjährigen Kriege den Laubwald in der Mark immer mehr verdrängt, vor allem die Eiche und Buche. Im Kriege selbst war starker Raubbau an Nutzhölzern betrieben worden (Befestigungen!); auch hat man im Laufe der folgenden Jahrhunderte allmählich die Niederungen und besseren Böden, auf denen das Laubholz vorzugsweise wuchs, großenteils urbar gemacht und sie in Feld oder Wiese umgewandelt.

Das eichene Fachwerk also wird sinngemäß auf die Kiefer übertragen. Im Übrigen aber werden nur die Fenster etwas größer, denn auch die Stockwerkshöhen wachsen. Die alten Fachwerkbauden scheinen außerordentlich niedrige Zimmer gehabt zu haben. Pessin zeigt noch lichte Höhen von etwa 2,30 m im Erdgeschoß und sogar nur knapp 2 m im Obergeschoß! Die Geschoßhöhen der älteren Steinbauten sind sehr verschieden. Sie schwanken zwischen 3 m und etwa 4,50 m. Jetzt, nach dem Kriege wächst auch die Zimmerhöhe der Fachwerkhäuser auf etwa 3 m im Lichten. An Stelle des Satteldachs mit seinen beiden Giebeln ist ferner das Walmdach getreten. Die alte Unsymmetrie in der Fassadenaufteilung aber ist geblieben. Sie liegt im Wesen des Fachwerks ja selbst begründet. Denn die Lage der Fenster ist hier von der Stellung der einzelnen Pfosten abhängig, die ihrerseits wieder durch die Anordnung der Innenwände, also durch die Grundrißverteilung bedingt ist. Die Symmetrie spielt beim Fachwerkbau an sich überhaupt eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle, denn die entscheidende Gliederung des Äußeren ergibt sich hier aus dem Gegensatz der hellen Putzfelder zu den dunklen Balken, hinter dem die Fensterstellung durchaus zurücktritt. — Das alte Radenslebener Herrenhaus ist eins von vielen Beispielen, die für diese älteren Fachwerkbauden bezeichnend sind. — (Abb. Kdkm. Ruppin).

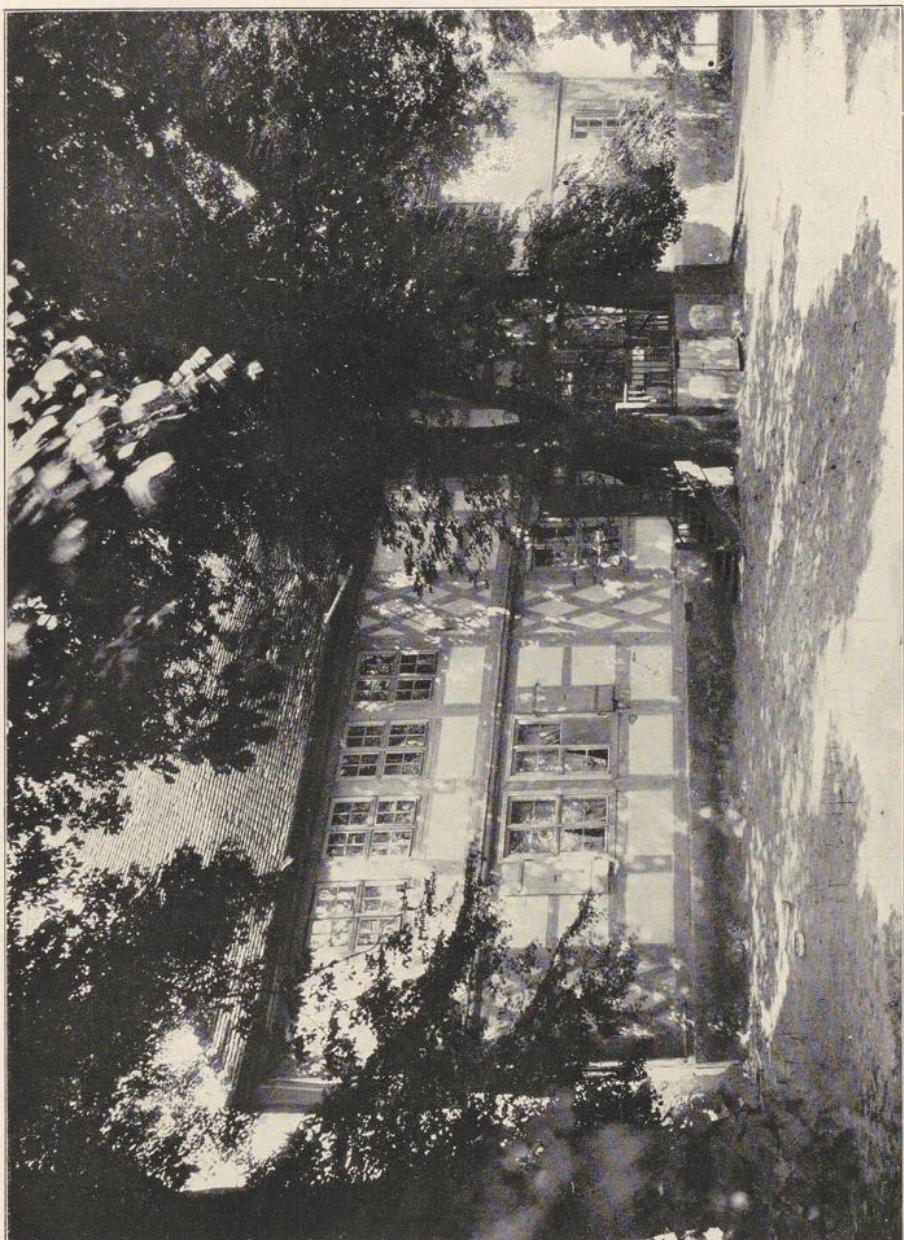


Abb. 54c. Zernikow. Vorderfront

Selten aber wird einmal der Versuch gemacht, durch besondere Unterteilungen das Fachwerk weiter zu gliedern, wie das an der höchst eindrucks- vollen Fassade von Zernikow geschieht (Abb. 54c). Das viermal wiederholte enggegliederte Rautenmuster ergibt hier eine klare Dreiteilung der Fassade, die so beherrschend wirkt, daß sie einen Vergleich der Fensterstellung in den einzelnen Teilen gar nicht aufkommen läßt.

Unter den französischen Einflüssen in Axialität und Symmetrie wandelt sich dann aber auch in der Mark allmählich der Geschmack, und es entstehen Häuser wie Karwe, Abb. 46, die den fremden Einfluß nicht nur in ihre Grundrisse aufnehmen, sondern etwas davon auch in ihren Fassaden zum Ausdruck bringen. Neben der regelmäßigen Achsenstellung ist in Karwe z. B. bezeichnend, daß der Gartensaal aus der Fachwerkkonstruktion der Rückfront nach dem Garten zu herausspringt.

Auch die eigenartige Fassade des v. Rohrschen Hauses in Wustrau mag in diesem Zusammenhang genannt werden (Abb. 14). Hier sollte mit einer Art von ionischen Holzpilastern eine strenge Flächengliederung erzielt werden. Leider ist der interessante Bau durch eine Restauration im Anfang des 19. Jahrhunderts stark verunstaltet worden, eine Tatsache, die um so bedauerlicher ist, als ähnliche Versuche am Herrenhausbau anscheinend später nicht weiter aufgenommen worden sind¹.

Im Laufe der Zeit begann man überhaupt den Fachwerkbau auch in ästhetischer Beziehung dem massiven Hause gegenüber als minderwertig zu empfinden. Völlig auf das Fachwerk verzichten konnte man des billigen Baustoffes wegen nicht. So ging man dazu über, wenigstens die Fassade als einheitliche Putzfläche zu behandeln und die Holzkonstruktion zu verbergen. Vielleicht wollte man durch das Rohren und Putzen des Fachwerks auch eine größere Wetterbeständigkeit erzielen oder schadhafte Stellen verdecken. Ausschlaggebend ist aber doch wohl der Wunsch, das Äußere dem Massivbau anzugeleichen. Trotzdem fühlt man sich nicht immer verpflichtet, auch in der Tür- und Fensterstellung die Symmetrie einzuführen. Auch bei den einfacheren Massivbauten findet sich dieses unbekümmerte Einschneiden von Lichtöffnungen in die Wandfläche ganz nach den Bedürfnissen des Inneren. Es ist jedoch charakteristisch, daß diese Unsymmetrie fast immer nur an der Rückseite des Hauses vorkommt, während die Vorder-

¹ Eine ähnliche Gliederung mit ionischen Holzpilastern zeigt die alte Stadtmühle in Beeskow.

front, also hier meist die dem Hofe zugekehrte Seite, eine strenge Aufteilung zeigt. Es handelt sich hierbei fast ganz ausschließlich um die oben betrachtete Grundrißgruppe, die ihre Wirtschaftsräume an der Längsseite der Rückfront nebeneinander aufreih¹. Die mit bescheideneren oder reicherer Mitteln symmetrisch gegliederte Fassade erscheint hier nur als eine Art Festgewand, das die Seite des Haupteingangs würdig repräsentieren soll, als ein Kleid, das sich dem Zeitgeschmack anpaßt und das mit dem Zeitgeschmack wechselt.

Vor allem bei Umbauten trägt man dem Stilwandel Rechnung. So ist die Entstehungszeit einer ganzen Reihe von Häusern nur noch am Massenaufbau zu erkennen, an der Dachneigung, den Stockwerkshöhen und dem Grundriß, nicht aber an den stilistischen Einzelheiten der Fassade, die oft erst einer viel späteren Zeit angehören. — Die Vorderfront von Pinnow z. B. zeigt eine Aufteilung in rein klassizistischem Geiste, etwa aus dem Jahre 1825 (Abb. 10d). Das ursprünglich einstöckige Haus erhielt damals ein oberes Stockwerk und darüber das typische Satteldach mit Krüppelwalm. Auch die Anordnung des Längsflurs ist charakteristisch für die gleiche Zeit, in der ebenso der Grundriß starken Veränderungen unterlag; daß aber trotzdem der Kern des Gebäudes viel früher, — wahrscheinlich noch vor dem Dreißigjährigen Kriege — erbaut wurde, zeigt die merkwürdige Lage der Küche im Zentrum des Hauses.

Besonders deutlich ist der Stilwechsel an den Veränderungen in Sieversdorf zu erkennen. Die ursprüngliche, etwa um 1700 entstandene Fassade war wohl denkbar einfach: In der Mitte des schwach vortretenden Risalits die Eingangstür, flankiert von zwei schmalen, hohen Fenstern; rechts und links davon je drei im Stichbogen überwölbte Fenster mit gleichen Abständen untereinander; das Obergeschoß in entsprechender Aufteilung mit den gleichen Höhen, nur daß hier über der Tür sinngemäß ein Fenster saß.

Um 1800 etwa wurde zusammen mit einer Grundrißänderung auch die Fassade umgestaltet (Abb. 55a). So trennte man Ober- und Untergeschoß voneinander durch ein glattes rechteckiges Bandgesims. Seitenteile und Mitte erhielten eine Einfassung von Putzquadern, die letztere außerdem die charakteristischen Empireornamente, und an Stelle der mittleren oberen

¹ Beispiele: Hohenjehsar, Sieversdorf, Deulowitz, Menkin, Saarow, Pinnow.



Abb. 55 a. Sieversdorf. Hoffront um 1800

Fenstergruppe wurde das großzügige Halbkreisfenster durchgebrochen. (Sitzplatz mit Blick auf den Wirtschaftshof!)

Ein halbes Jahrhundert später schloß sich an eine Erneuerung von Tür und Fenster wiederum eine »Modernisierung« der Fassade an (Abb. 55b). Die trockenen Umrahmungen und die kleinlichen, maßstäblich mißglückten Füllungen unter den Fenstern sind ja gewiß ein Rückschritt gegen die herben Profile von 1800. Alle diese Änderungen bedeuten letzten Endes doch nur Umgestaltungen zweiten Grades, die den eigentlichen Kern nicht berühren. Geblieben ist der große ruhige und geschlossene Baukörper mit seinem bezeichnenden Walmdach, den gleichen Stockwerkshöhen und den alten Fensterachsen, und damit ist auch die entscheidende Wirkung dieselbe wie im Anfang!

Ähnlich wie Sieversdorf in seinem ursprünglichen Zustand sahen auch die Herrenhäuser in Hohenjehsar und Reitwein aus, die gleichfalls im Kreise Lebus liegen und vielleicht sogar von derselben Hand erbaut wurden. Aber auch bei einer ganzen Anzahl anderer zweistöckiger Häuser, die um 1700



Abb. 55b. Sieversdorf. Jetzige Hoffront

herum entstanden sind, findet sich das gleiche einfache Schema, das immer wieder mit nur geringen Unterschieden abgewandelt wird: Die Haupteingangstür, die bei allen Herrenhäusern immer in der Mitte der einen Längsfront liegt, wird gewöhnlich von zwei schmalen, hohen Fenstern eingehaumt, die ebenso wie die Tür sich durch einen Sturz in Stichbogenform vor den übrigen sechs oder acht meist wagerecht abgedeckten Fenstern herausheben. Der mittlere Teil der Front tritt mit diesen drei Öffnungen als Risalit nur schwach vor die eigentliche Flucht. Sonst sind die Fassaden dieser Gruppe ohne jeden Schmuck, ohne jede betonte Gliederung; allenfalls sitzt über der Tür ein einfacher Wappenstein, und die Fenster sind etwa mit einem glatten Gewände eingefaßt. In der historischen Entwicklung bilden diese Fassaden die streng konservative Richtung. Um 1800 sehen sie kaum anders aus als um 1700; oft kann man ihre ungefähre Entstehungszeit nur an Einzelheiten im Inneren, etwa an den Tür- und Treppendetails, erkennen. Auch die Profilierung des Hauptgesimses bleibt fast immer die gleiche: die Sima mit der Abdeckplatte, darunter die Hänge-

platte, die von einer glatten Wulst mit vielleicht noch ein oder zwei schwachen Untergliedern gestützt wird. Das Hauptgesims kröpf't sich um das Mittelrisalit herum; dieses darf aber nur so weit herausspringen, daß die unterste Dachsteinreihe die Ausladung noch bedecken kann; also gewöhnlich nicht weiter als 6—8 cm; denn das Schleifen der Dachhaut vermeidet man gern, und Dachaufbauten sind kostspielig und ihre Kehlen erleichtern das Durchregnen.

Auf dieses einfache Grundschema werden nun die herrschenden Stilformen übertragen. Es ist sehr interessant zu sehen, wie die Maurermeister der kleinen Landstädte, die ja in den weitaus meisten Fällen auch die Erbauer der umliegenden Herrenhäuser sind, sich mit diesen formalen Fragen auseinander setzen. Ein gutes Beispiel dafür, wie die klassischen Formen auf dem Lande abgewandelt werden, zeigen die beiden eingeschossigen Häuser von Reitenstein (Abb. 45a und b) und Kemnath (Abb. 44) und das zweistöckige Görbitsch (Abb. 27), alle drei mit ausgesprochener Vertikalteilung. Die dicken Pilaster der beiden einstöckigen Häuser sind ja alles andere als klassisch, doch paßt die veränderte Proportion gar nicht übel zu dem schweren ungegliederten Mansardendache. Die Profilierung der Kapitelle und Basen ist zwar derb, aber keineswegs ungeschickt und aus einem gesunden Formgefühl heraus entwickelt¹. Die tektonische Bedeutung der einzelnen Architekturglieder aber ist dabei den ehr samen Maurermeistern durchaus nicht immer aufgegangen. In Reitenstein etwa fehlt den Pilastern die Verkröpfung im Sockelgeschoß, so daß sie etwas wie aufgeklebt wirken; Eckpilaster sind hier überhaupt nicht vorhanden². — In der Görbitscher Fassade geht das anspruchsvolle Pilastermotiv nicht mit der Fensterverteilung zusammen, denn die drei unbetonten Fenster auf jeder Seite zeigen durch ihre ungleichen Abstände einen gegensätzlichen Rhythmus. Einige Einzelheiten fallen ganz merkwürdig aus: So treten zwar die Pilaster selbst mit ihren nach außen hervorspringenden Kanneluren kräftig hervor, die drei

¹ Vergl. die Einzelheiten von Kemnath (Abb. 44), siehe auch das Gutshaus Luisenruh in Peitz (Klöppel: Heimische Bauweise in der Mark Brandenburg).

² Die Fassade ist mit einigen Abweichungen dem abgebildeten alten Bauplane entsprechend ausgeführt worden. Statt der gekuppelten Pilaster neben dem Eingangsportal wurde nur eine einfache Pilasterstellung angeordnet. Das Verhältnis zwischen Ober- und Unterteil des Mansardendaches wurde günstiger gestaltet, auch die Proportionen des Dachaufbaues an der Gartenseite verbessert.



Abb. 56. Saarow

Risalite aber, ihre Rücklagen, heben sich mit ihrem knapp 2 cm (!) starkem Vorsprung kaum von der Grundfläche ab. Die über der stark unterkehlten Blattwelle liegende Abdeckplatte des Kapitells zeigt senkrechte Einkerbungen; am Hauptgesims begnügt man sich statt der Sima mit einer einfachen Wulst. Der Fugenschnitt der Putzquadern vollends wird gänzlich mißverstanden, wenn etwa über der Fenstermitte des Sockelgeschosses statt eines markierten Schlußsteines eine senkrechte Fuge zu liegen kommt.

Und trotz der vielen stilistischen Mängel im einzelnen wird man diesen Häusern doch ihren großen Reiz nicht absprechen können, einen Reiz, der oft viel stärker ist als der von akademisch einwandfreien Fassaden, die eine typische Stadtarchitektur aufs Land verpflanzen wollen¹. An jenen aber zeigt sich eine urwüchsige Kraft, die in zusammenhängender Bautradition geschult fremde Formen aufzunehmen versteht und sie mit Phantasie umzuwandeln weiß, um sie dem eigenen Empfinden anzupassen. Wie der Erbauer von

¹ Man vergleiche etwa die beiden unausgeführt gebliebenen Entwürfe zum Neubau von Rühstädt (Abb. 41b und c).

Kemnath z. B. der senkrechten Pilasterstellung die wagerechte Quaderung des Mittelrisalites gegenüberstellt, ist außerordentlich kühn und originell! Die Verbindung zweier so gegensätzlicher Motive widerspricht durchaus den herrschenden Regeln und doch ist es hier gelungen, beide zu einer überzeugenden Einheit zu verbinden. Dabei leistet sich dieser Baumeister die größte Freiheit im einzelnen: Die Eingangstür sitzt außerhalb der Mitte, alle Abstände zwischen den Pilastern sind verschieden, nicht einmal die Fenster befinden sich in der Mitte ihrer Feldbreiten. Auf der Rückseite, die die gleiche Aufteilung zeigt, ist sogar das ganze Mittelrisalit beträchtlich nach seitwärts geschoben. — Ein bestimmer Grund für alle diese Unregelmäßigkeiten ist nicht recht einzusehen, wenn man nicht gewisse malerische Wirkungen für beabsichtigt hält; denn die Grundrißverteilung scheint die ungleichen Achsenabstände nicht veranlaßt zu haben. Perspektivische Erwägungen kommen schon bei völliger Regellosigkeit der Feldbreiten gar nicht in Frage.

Dort aber, wo auf eigentliche Pilasterstellungen verzichtet und statt ihrer eine indifferente oder wagerechte Aufteilung erstrebt wird, ergeben sich zuweilen ganz besonders reizvolle Lösungen, die auch in den Einzelheiten vollkommener geraten, weil man hier nicht mit den schwierigen Säulenordnungen zu arbeiten braucht. So kommt in Trebichow (Abb. 18b) und Saarow (Abb. 56) eine besonders gelagerte Wirkung des Baukörpers dadurch zustande, daß man auf ein eigentliches Mittelrisalit verzichtet und die zehn Fensterachsen in gleichen Abständen nebeneinander aufreihet. Bei beiden Häusern aber wird das Eingangsportal durch ein großzügiges Mittelmotiv umrahmt, das in Saarow sogar das Hauptgesims durchbricht und in die Dachfläche einschneidet. Der große Reiz dieser Fassaden liegt einmal in den ausgezeichneten Verhältnissen, in dem glücklichen Gegensatz der Reihung zur reich behandelten Mitte und dann in der Feinheit der zarten Umrahmungen und rassigen Ornamente.

Noch entscheidender tritt das Gelagerte der Baumasse in Casel hervor (Abb. 42). Hier betont das ungewöhnlich flache Mansardendach, das mit seinen gedrückten Verhältnissen für die späte Entstehungszeit (um 1800) höchst bezeichnend ist, auffallend stark die Wagerechte. Die verhältnismäßig große Ausladung des Hauptgesimses und die Fensterverdachungen wirken in der gleichen Richtung. Dieser ausgesprochenen Tendenz ordnen sich der

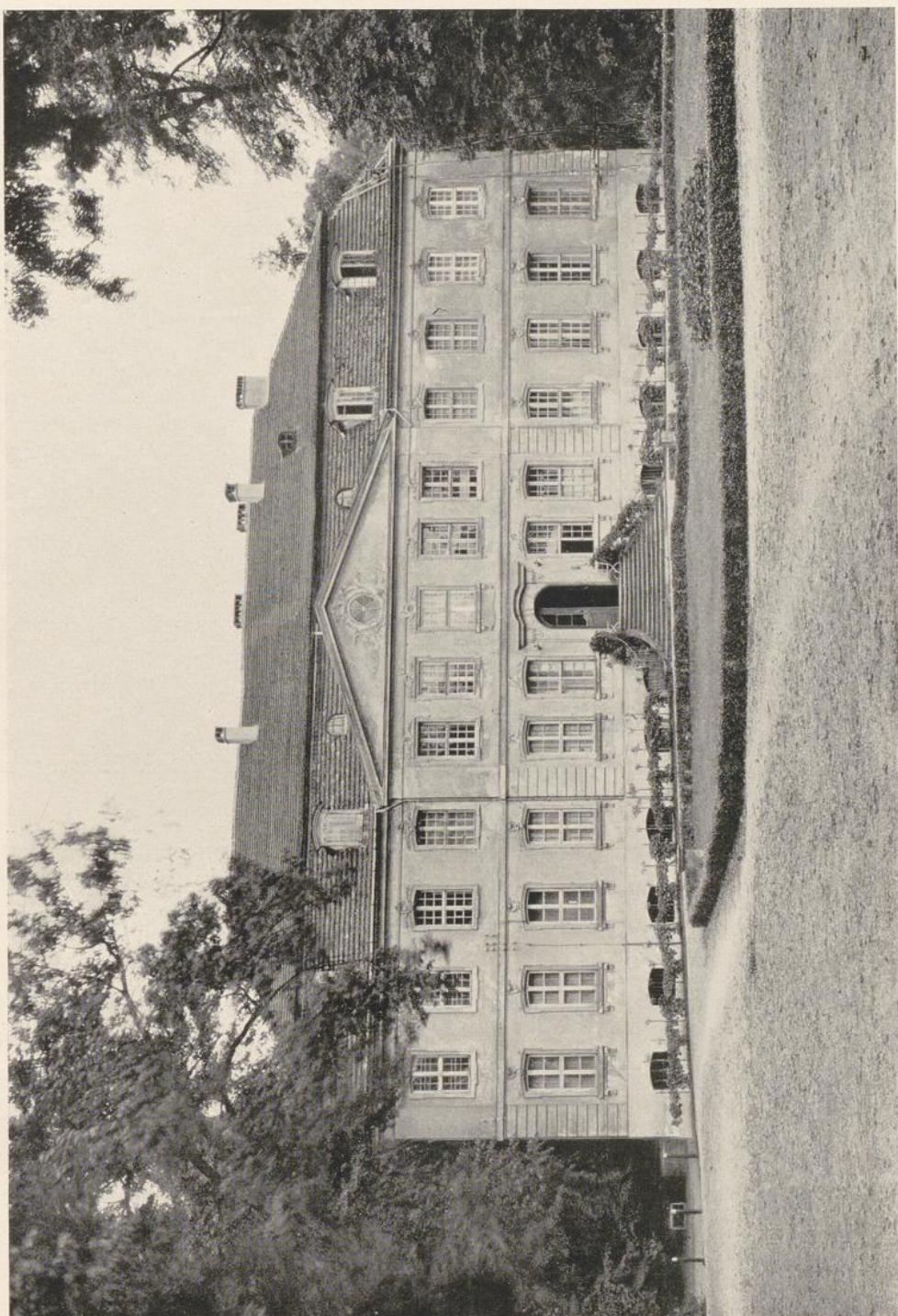


Abb. 57a. Cunersdorf. Vorderfront



Abb. 57b. Cunersdorf. Gartenfront

Wechsel in den mittleren Verdachungen und die gequaderten Pilaster bescheiden unter.

Wie nun der Zwischentyp vom einz zum zweistöckigen Haus gelöst wird, zeigen die Gartenfassade von Reitzenstein und Schönwalde mit ihrem mittleren Dachaufbau und die zweigeschossige Mitte im Herrenhof zu Reppen. — In Reitzenstein weist die Ausführung eine wesentliche Verbesserung auf gegenüber dem ursprünglichen Entwurfe; denn dadurch, daß der untere Teil der Mansarde niedriger gehalten wurde, konnte auch der Aufbau in seiner Höhe gedrückt werden, so daß er viel von seiner lastenden Schwere verliert. — Die ursprüngliche Schönwalder Fassade aus der Zeit von 1700 ist heute nicht mehr erhalten. Sie wurde nach alten Bauakten¹ Ende des 18. Jahrhunderts umgestaltet — unter die Fenster kamen teilweise Füllungen mit Puttengruppen — und dann wieder um 1850 verändert und dabei stark vereinfacht. Abgesehen von einigen damals hinzugefügten stilistischen Be-

¹ Schönwalder Gutsarchiv

sonderheiten aber weisen die guten Verhältnisse noch auf die frühe Entstehungszeit hin; denn um die Mitte des 19. Jahrhunderts hätte man eine so gute Fassade nicht mehr fertig bekommen! (Abb. 28c.)

Beim Herrenhof in Reppen (um 1790, Abb. 36) steht die barockbewegte Mitte in einem höchst reizvollen Gegensatz zu den niedrigen Seitenteilen mit ihren zart gegliederten Zopfprofilen. In großer Unbekümmertheit werden hier die allerverschiedensten dekorativen Elemente miteinander verbunden, ohne daß darunter die Einheitlichkeit des Ganzen leidet, denn die Massen und ihre Aufteilung sind außerordentlich fein gegeneinander abgewogen. Man muß sich hier aber klar sein, daß das Ganze doch etwas Kulissenarchitektur ist, denn die Gliederung des Äußeren nimmt nicht die geringste Rücksicht auf die Grundrißanordnung mit der charakteristischen schmalen Mitteldiele und den anschließenden beiden Stuben und Kammern, die einen ganz anderen Rhythmus verlangt, als er in der sehr dekorativen Fassade angeschlagen ist! —

Dieses ausgesprochen dekorative Element findet sich sonst nur selten. Im allgemeinen zeigen die märkischen Herrenhäusern eine große Zurück-

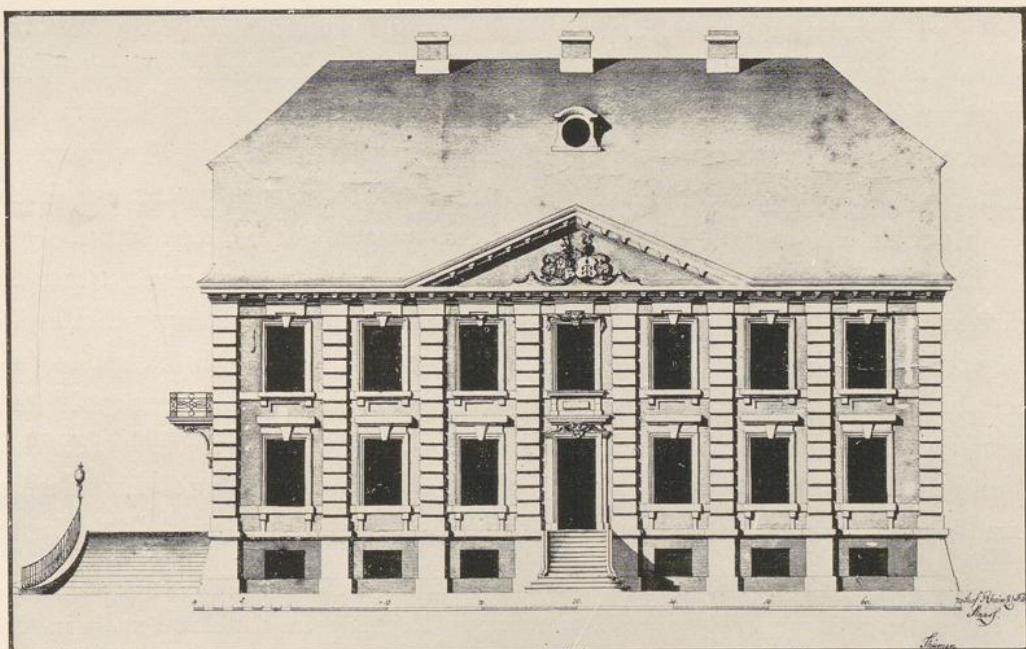


Abb. 58. Plessow. Entwurf zur Gartenfront

haltung in der Verwendung von Schmuckformen. Ein Haus wie Cunersdorf (Abb. 57) muß mit seinen reichen Rokokoornamenten als große Ausnahme gelten! Die Sicherheit in der Formengebung aller Einzelheiten läßt hier mit Bestimmtheit auf einen Architekten der Hauptstadt schließen.

Noch deutlicher aber zeigt sich der Einfluß eines bestimmten Kulturzentrums bei einigen anderen Bauten. Für die Berliner Baukunst um 1730 ist z. B. die Fassade von Sandow (Abb. 37) bezeichnend. Die zurückhaltende Behandlung der Mitte mit der einen Achse im oberen Stockwerk, die durch ein Bandgesims zusammengefaßten Fenster mit den vertieften Rechtecken darunter, die bescheidene Quaderung, all das erinnert stark an Stadtpalais, die von Gerlach herrühren oder unter seinem Einfluß entstanden sind. Dem würde ja auch das Erbauungsjahr 1734 nicht widersprechen. In der Giebelinschrift wird der Bürgermeister Fuchs¹ von Fürstenwalde als Bauherr genannt.

Die typische Potsdamer Stadtarchitektur um 1780 verkörpert das Herrenhaus im nahen Plessow, das sich in nichts von einem durchschnittlichen Potsdamer Bürgerhaus unterscheidet (Abb. 58). Der Baukörper ist für seine geringe Länge zu hoch geraten, auch läßt die starke Plastik, die durch die vielen Einzelglieder wie Quadern, Fensterumrahmungen und Konsolklötze in die Fassade gebracht ist, einen landhausmäßigen Charakter nicht mehr aufkommen; denn das eigentlich Bezeichnende des Landhauses liegt neben der ausgesprochenen Lagerung des Baukörpers darin, daß die Architekturglieder soweit vereinfacht werden, daß die Fassade wenigstens in ihren wesentlichen Teilen von Landhandwerkern ausgeführt werden kann.

Der Einfluß von Sanssouci wirkt sich in zwei sehr eigenartigen Häusern aus: Gleiß (Abb. 51) übernimmt in freier Nachahmung den langgestreckten niedrigen Baukörper mit der sich vorwölbenden Mitte und der beherrschenden Kuppel darüber. Auch die bis auf den Fußboden herabgeförderten Fenster sind von Sanssouci entlehnt. Ganz unabhängig dagegen bleibt die Aufteilung der Fassade mit ihrem reizvollen Wechsel von glatten und gequaderten Putzflächen. Leider aber hat der an sich schon sehr langgestreckte Baukörper

¹ Über diesen J. C. Fuchs, Konsul, Firstenwaldensis, ließ sich leider nur wenig feststellen. Er wird schon 1711 erwähnt, war längere Zeit Bürgermeister und starb im Erbauungsjahr seines Hauses, 1734. Wie er als Bürgerlicher in den Besitz der großen Herrschaft Sandow-Bergen kam, ist noch unaufgeklärt.

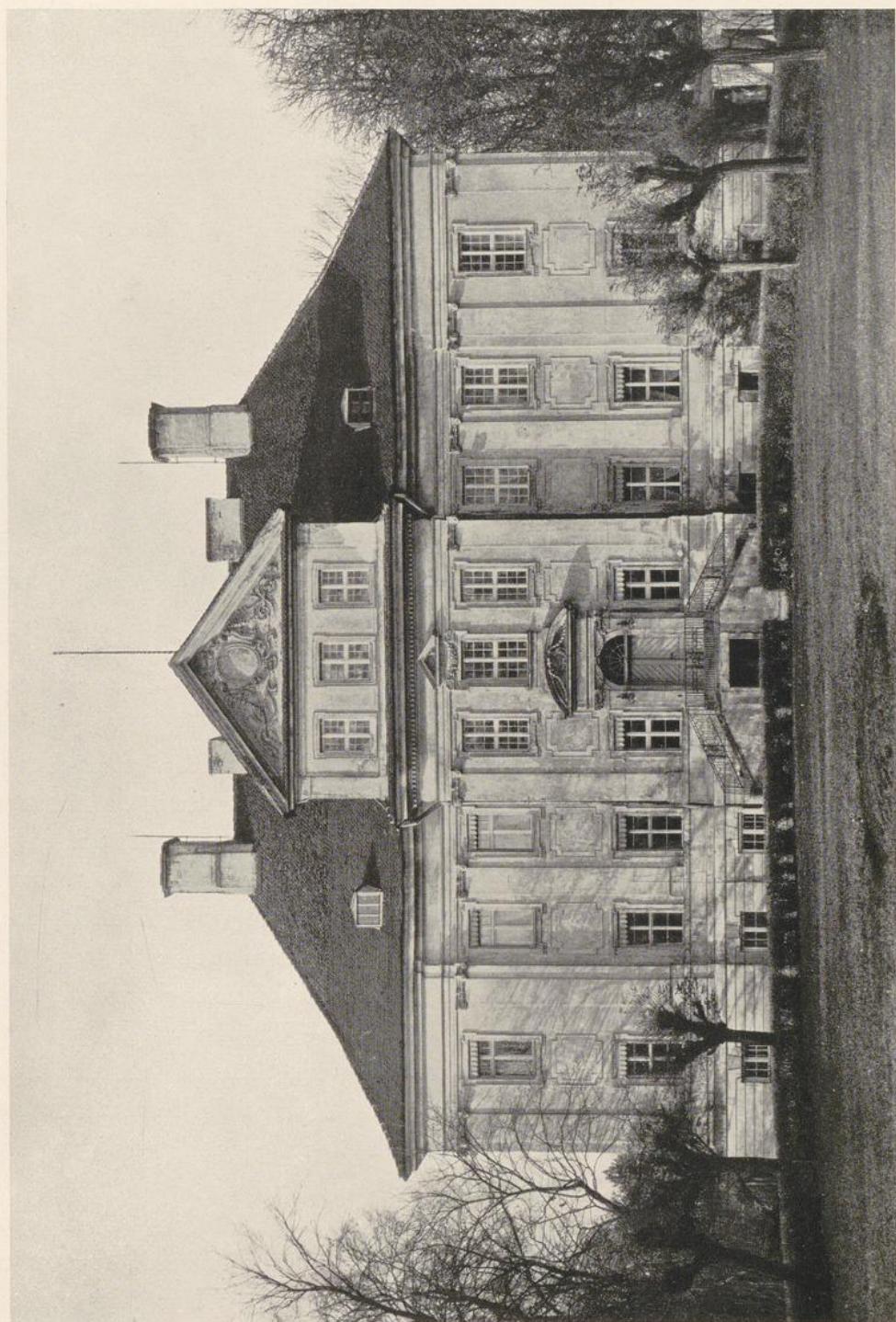


Abb. 59a. Groß-Rietz. Vorderfront

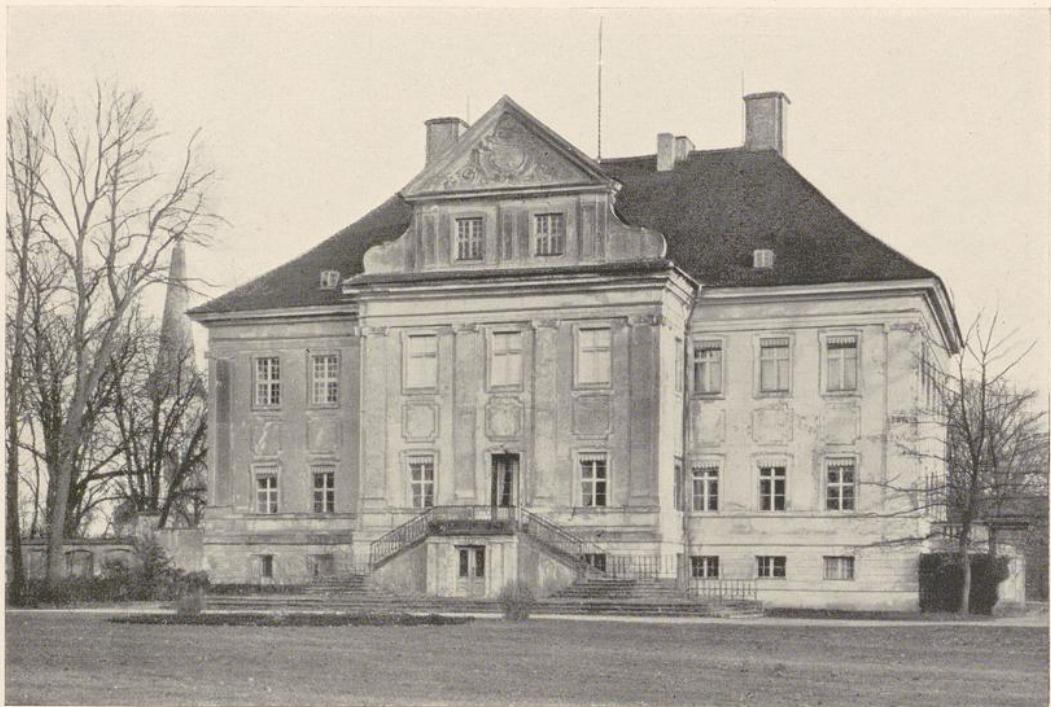


Abb. 59b. Groß-Rietz. Gartenfront

durch den unglücklichen Anbau im Beginn des 19. Jahrhunderts von seinen guten Verhältnissen verloren; denn diese beiden Flügel mit ihren trockenen klassizistischen Formen wurden ungeschicktweise mit unter das Hauptdach einbezogen, so daß die an sich sehr rassige Kuppel jetzt das Haus in seiner ganzen Länge nicht mehr genügend zusammen zu halten vermag. Aber auch der runde Mittelteil ist in seinem Anschluß von Pilasterstellung zur Quaderung nicht überzeugend gelöst. Ebenso nimmt die Stellung der sechs Korbbogenfenster überhaupt keine Rücksicht auf die beiden dahinterliegenden Zimmer, die infolgedessen die konkave Längswand beibehalten müssen. Diese wenig glückliche Grundform beider Räume hat der Baumeister überhaupt nicht zu verbessern gesucht. Trotz vieler ausgezeichneter Einzelheiten ist es ihm hier nicht gelungen, die großartige Grundidee ganz rein zu verwirklichen!

Aus einem Guß dagegen ist Groß-Kreutz (1765, Abb. 21), fraglos eine der allerbesten Lösungen, die in der Mark entstanden sind. Hier wird Sanssouci noch mehr ins Bürgerliche übersetzt. Ganz hervorragend ist



Abb. 60. Markendorf. Vorderfront

die Massenverteilung mit ihrer Steigerung zur Mitte hin: der Fußboden der einstöckigen Flügelbauten liegt zu ebener Erde, während sich unter dem Erdgeschoß des Mittelbaues noch ein hohes Souterrain befindet, so daß die Dächer der Flügelbauten entsprechend tiefer ansetzen. Auf diese Art und Weise wurde eine klare Unordnung der Seitenteile unter die Mitte erreicht, und die Flügel geben einen wirkungsvollen Maßstab für den Hauptbau ab. Die Profilierung der Einzelheiten ist außerordentlich sicher und geschickt. Sehr reizvoll ist auch der Wechsel in den oberen Fensterabschlüssen und die rund hervortretende Mitte mit der einfachen Freitreppe. Der Garten-saal zeigt gleichfalls die tiefen bis auf den Fußboden reichenden Fenster, die die Verbindung mit dem Garten möglichst entschieden herstellen sollen. Besonders elegant ist die Abwandelung der Achsenstellung mit nur neun Fenstern an der Gartenfront gegenüber den elf Achsen der Eingangsseite.

Das Motiv des runden Mittelteils zeigt in anderer, gleichfalls sehr geistreicher Weise das Herrenhaus von Zützen (Abb. 31b). Der Gefahr der Starrheit, die durch eine ausgesprochene Vertikalteilung leicht in eine

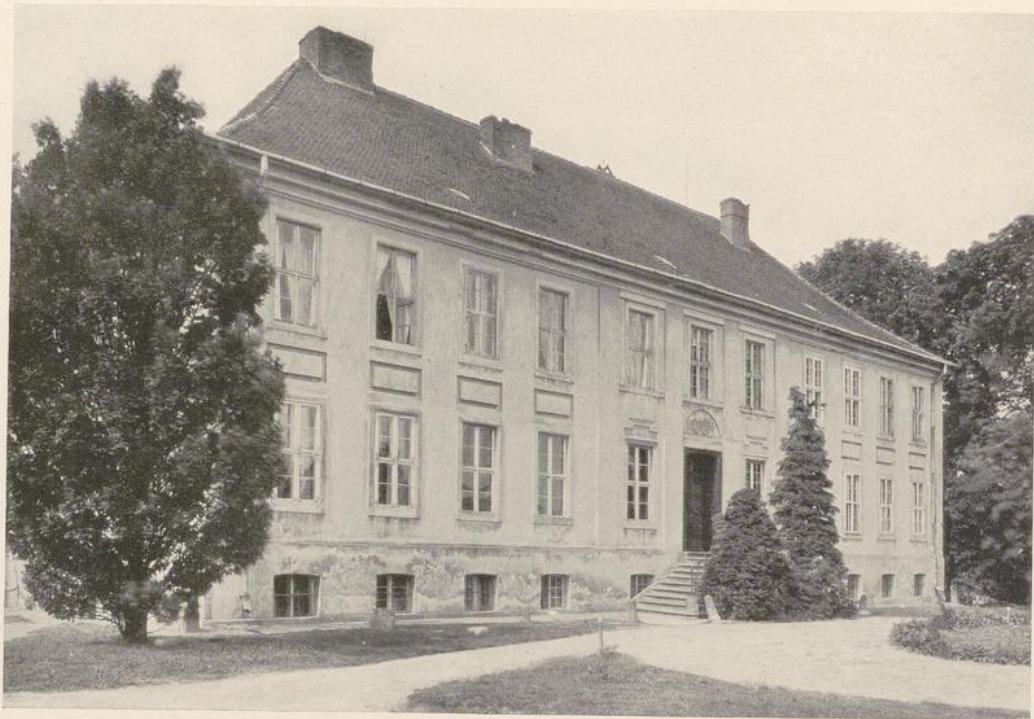


Abb. 61. Hohennauen. Vorderfront

Fassade kommt, ist hier in außerordentlich geschickter Weise begegnet worden: die energische senkrechte Gliederung der Seiten wird durch die bossierten Quadern in den Pilastern der Mittelrundung unterbrochen und abgemildert; den gleichen Zweck strebt auch die ausgesprochene Horizontalteilung der im Dreiviertelkreis herausspringenden Ecken an, das bekannte französische Palastmotiv, das sich aus den Rundtürmen des festen Schlosses entwickelt hat. Die ganze Fassade zeigt überhaupt eine sehr glückliche Verbindung der verschiedenartigsten Gestaltungselemente, die zu einer wirklich überzeugenden Einheit zusammengeschlossen sind. (Vielleicht möchte man sich nur den Abstand zwischen der herausspringenden Rundung und den beiden anschließenden Fenstern um eine Kleinigkeit größer wünschen!)

Meseberg (1738, Abb. 20b, c) dagegen ist aus einer strengen stilistischen Bindung erwachsen und steht darin ganz unter sächsischem Einfluß. »Das schöne Schloß am Huwenowsee«, wie Fontane es nennt, ist eins der größten, sicher aber wohl das prunkvollste aller märkischen Herrensitze. Die hervorragenden Proportionen, das großartige Säulenmotiv mit dem

Giebeldreieck darüber, sein Gegensatz zu den flächigen Seitenteilen sprechen ebenso für einen der ersten Dresdener Architekten wie die feine, zurückhaltende Flächenbehandlung, die im Stichbogen abgeschlossenen oberen Fenster und die stärkere Verwendung von Sandstein. Vergleicht man etwa mit Meseberg das gleichzeitige Sandow, so wird der Unterschied augenfällig; denn die Berliner Baukunst geht um diese Zeit ganz andere Wege!

Ein Menschenalter früher aber herrscht noch der pompöse Barock Friedrichs I., der nach 1700 seinen Weg auch auf das Land gefunden hat. Für ihn ist besonders Groß-Rietz (Abb. 59 a, b) charakteristisch mit seinen großzügigen Treppenanlagen, mit der Pilasterarchitektur und mit dem schweren plastischen Schmuck, der so ganz den Geist jener Zeit atmet. Diese Akanthusranken und Fruchtgehänge stammen von italienischen Stukkateuren, die sich hier auch im Äußeren mit Geschick betätigt haben.

Im allgemeinen aber vermag dieser aufwendige Stil sich auf dem Lande nicht durchzusetzen und bleibt auf nur wenige Bauten beschränkt, die heutzutage fast alle verändert sind. Das Haus in Markendorf (Abb. 60) zeigt vielleicht noch einige Nachwirkungen, doch ist hier alles schon sehr vereinfacht, flächiger und zurückhaltender geworden: der »friederizianische Barock« hat sich inzwischen gebildet.

Neben diesen gemäßigten Barockformen aber beginnt schon seit dem Ausgang des Dreißigjährigen Krieges eine Entwicklungsreihe, die fast unabhängig von den großen Stilwandlungen in ihren Fassadenlösungen die einfachsten Schmuckmöglichkeiten der Baukunst nicht überschreitet, sondern eine Klassizität anstrebt, die bis auf Palladio zurückgeht und die hier zum Ausdruck wird für »sachliche Gediegenheit, Schlichtheit und Maß«. Dem nüchternen Sinn des Märkers entsprach diese einfache Zweckerfüllung ganz besonders und deshalb zeigt auch weitaus die Mehrzahl der alten Herrenhäuser diese klassizistische Richtung, die auf alle Säulen und Pilaster verzichtet und sich damit begnügt, die Flächigkeit ihrer Fassaden zu betonen. Ihre Entwicklung beginnt bei den oben an dem Sieversdorfer Beispiel geschilderten ganz einfachen Bauten, die wie organisch aus dem märkischen Boden gewachsen erscheinen. Um 1800 aber mündet sie dann folgerichtig in dem bewußten Neuklassizismus.

In Herzogswalde (um 1650?, Abb. 32) finden sich bereits die grundlegenden einfachen Gestaltungselemente, Putzquaderung und Risalite, die

ohne Verkröpfungen unter das durchlaufende Hauptgesims mit einbezogen werden.

Kossenblatt (um 1720, Abb. 68) zeigt verwandte Motive. Der Baukörper erscheint hier aber wenig glücklich. Die nüchternen Seitenflügel vor allem sind viel zu lang für den schmalen Innenhof, den sie einschließen!

Etwas später, etwa um die Jahrhundertmitte, dürfte Alt-Madlitz (Abb. 53) erbaut sein, eins der ganz wenigen Herrenhäuser, die drei Stockwerke besitzen. Durch die verhältnismäßig niedrigen Geschoßhöhen erscheint der Baukörper nicht zu hoch; alle Verhältnisse der schlichten Fassade sind besonders fein gegeneinander abgewogen.

In Hohennauen (um 1780, Abb. 61) wird die Mitte zwar durch schwache Lisenen gegliedert und unter die Fenster der Seitenteile kommen tiefe Rechtecke; die ganze Aufteilung aber ist so zurückhaltend, daß auch hier der Eindruck der Fläche vollkommen gewahrt bleibt.

Der gleichen Zeit gehört Dobberphul an (Abb. 19a, b, c), das über seinen klaren Grundriß besonders ansprechende Fassaden aufbaut. An der Gartenfront folgen merkwürdigerweise die unteren Ecken des Giebeldreiecks ohne jede Verkröpfung der Abrundung des Mittelrisalites, eine Lösung, die nicht ganz befriedigt. Es scheint, als ob das Haus ursprünglich in einem warmen Braunrosa gestrichen war, in einer Farbe, die man nach einem alten Rezept unter Zusatz von Ochsenblut herstellte. Auch am Putz des Pinnower Hauses finden sich Spuren des gleichen alten Farbtones. Überhaupt war wohl die Mehrzahl der alten Herrenhäuser farbig. — Im allgemeinen wurde ein heller Ocker bevorzugt; aber auch weiß gekalkte Fassaden finden sich. Hier wurde das Holzwerk von Tür und Fenster dann gewöhnlich dunkelgrün abgesetzt. —

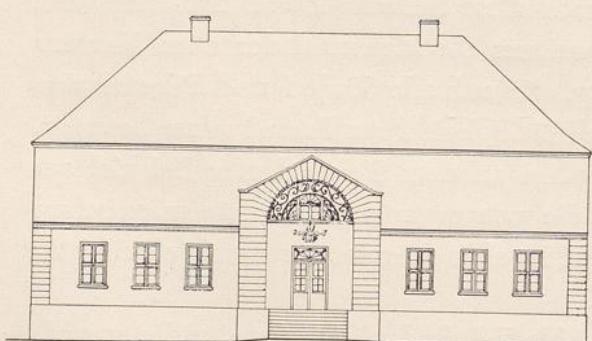


Abb. 62. Rietschütz

Ein höchst interessantes Grundschema zeigen die Häuser von Balkow (1765, Abb. 40) und Döbbelnitz (um 1830, Abb. 23). Das Mittelrisalit bleibt hier fast ganz ungestaltet, man hebt es aber dadurch stark heraus, daß man an den Giebelfronten kaum Fenster anbringt, sondern alle Lichtöffnungen

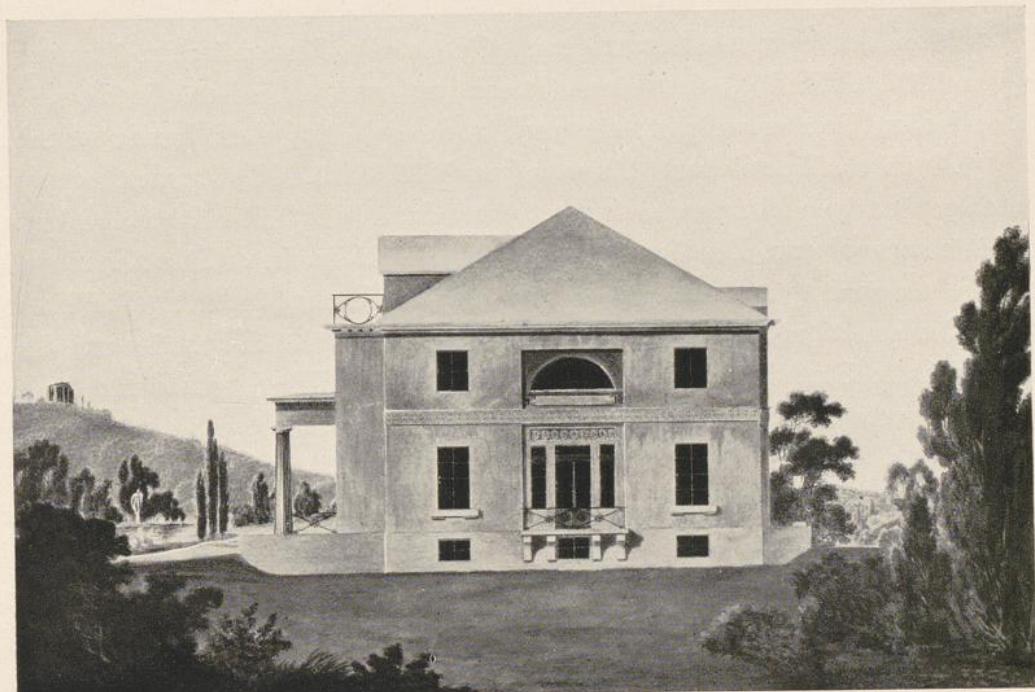
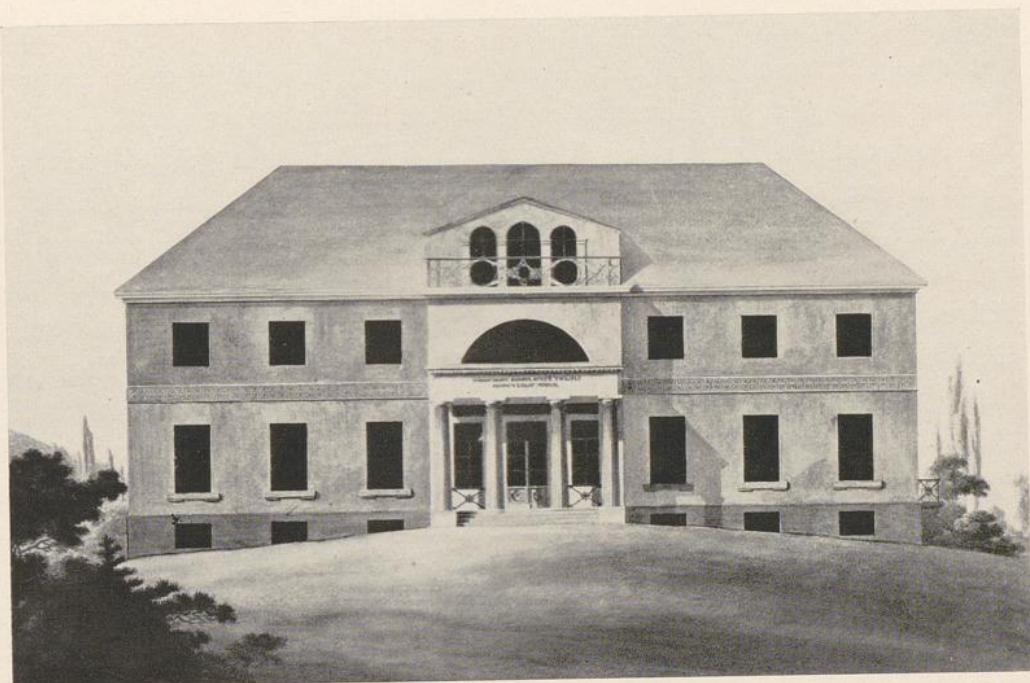


Abb. 63. Steglitz. Entwurf von Heinrich Gentz

an den Seitenteilen der Längsfassade zusammendrängt, dabei aber einen größeren Abstand zur Mittelachse lässt. Durch diesen Gegensatz zwischen Fenster und ruhiger Mauerfläche wird die Mitte außerordentlich betont. Ein horizontales Bandgesims, das sich am Mittelrisalit totläuft, zieht die Fassade noch weiter nach der Mitte hin zusammen. Auch in Charlottenhof (Abb. 26a, b) ist dieses Gestaltungsprinzip angewendet. Auch hier findet sich die Zusammendrängung der Fenster an den Längsfronten. Die große, tief zurückspringende Bogennische wirkt im Gegensatz dazu als ruhige Dunkelheit. Das Haus ist 1835 gebaut. Einzelheiten, wie die Profile der Fensterumrahmungen sind schon kleinlich, dünn und trocken. Man fühlt an dieser Fassade bereits den kommenden Niedergang der Baukunst. Aber noch ist der große Zug des Klassizismus vorhanden, noch wird mit einem starken Gefühl für Proportionen die Fassade durch das großzügige Nischenmotiv zusammengehalten!

Eine ähnliche Nische findet sich in dem kleinen Rietschütz (Abb. 62). Hier hat man sogar gewagt die Akanthusranken auf den Putz aufzumalen, weil man den Rücksprung der Mitte für tief genug hielt, um gegen Witterungseinflüsse genügend zu schützen.

Von der gleichen bescheidenen Größe wie Rietschütz ist Klauswalde (um 1820, Abb. 16), das einen besonders sympathischen Eindruck von der hohen Baukultur gibt, die noch nach 1800 auf dem Lande herrschte.

Auch das benachbarte Pinnow (um 1825, Abb. 10d) wurde fraglos von einem tüchtigen Maurermeister aus einer der in der Nähe liegenden kleinen Städte entworfen. Die Quaderung der Mitte ist in ihren Einzelheiten allerdings etwas ungeschickt und wenig tektonisch empfunden¹. Die Fassade hat aber sonst bei aller Einfachheit recht ansprechende Proportionen. In ihr kommt die Grundrißverteilung (in der Mitte die Diele, rechts und links je ein größeres Zimmer, an den Giebeln je eine schmalere Stube) klar zum Ausdruck. Die Rückfront ist völlig anders geartet: Das obere Geschoß springt etwa 1,50 m zurück und ist in Fachwerk ausgeführt, das aber von Anfang an verrohrt und verputzt war. Zwischen beiden Stockwerken befindet sich ein Pultdach. Die Fensterverteilung ist hier ganz unregelmäßig. In seiner jetzigen Gestalt dürfte das Haus etwa um das Jahr 1825 entstanden sein.

¹ Man vergleiche z. B. die Führung der senkrechten Fugen über den schmalen Seitenfenstern des Erdgeschosses.

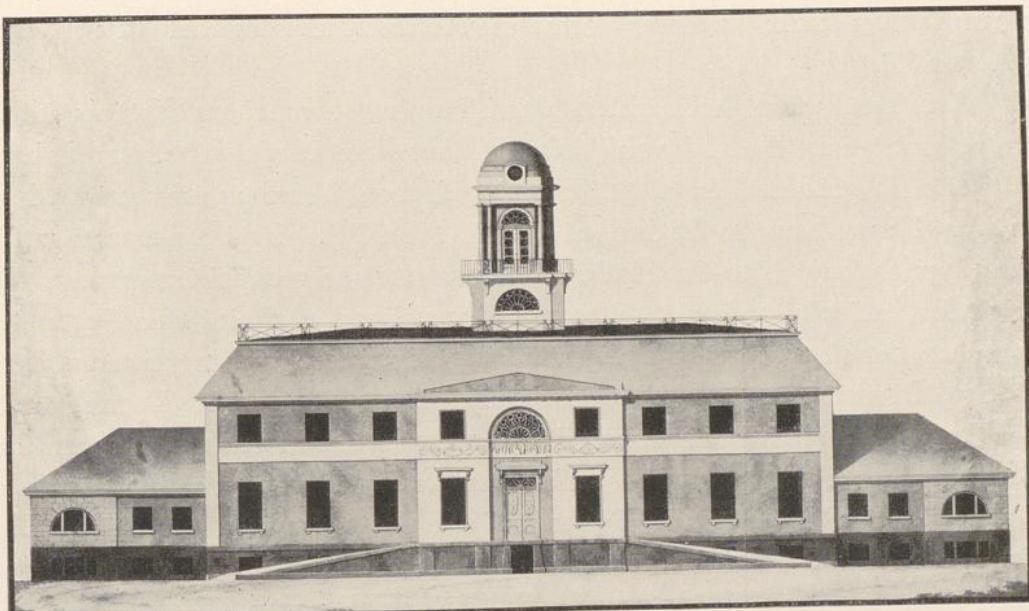


Abb. 64. Gütergotz. Entwurf von Gilly (d. Älteren?)

Sehr eigenartig ist die Betonung des mittleren Teiles von Neuhaus (1801, Abb. 50a b.). Die eigentliche Mitte wird hier von zwei einfenstrigen Vorsprüngen eingeraumt, über die das Hauptdach herabgeschleppt ist. Etwas merkwürdig berührt der Anschluß dieser geschleppten Schrägen an die eigentliche Dachfläche in je einem dreieckigen Zwickel. Trotz dieser Ungelösttheiten ist die Verteilung der Baumasse keineswegs unbefriedigend. Man sieht, daß den Architekten in erster Linie kubische, beziehungsweise plastische Probleme beschäftigt haben! Ausgezeichnet sitzen die Fenster in der Fläche. An den Stellen des Grundrisses, an denen man keine Lichtöffnungen zu haben wünschte, wurden die Fensterachsen mit aufgenagelten Holzläden markiert. Den schwerfälligen Säulen sieht man es auf den ersten Blick an, daß sie aus einer Auflehnung gegen die überlieferten klassischen Säulenordnungen geboren sind.

Die Berliner Architekten jener Zeit bemühen sich indes sehr um die klassischen Verhältnisse und vor allem wird Palladio aufs eifrigste studiert. Vergleicht man etwa den Entwurf des Heinrich Gentz zum Herrenhaus in Steglitz (Abb. 63¹, 1808) mit der Villa Pisani des Andrea Palladio, so

¹ Aus dem unveröffentlichten Material des Märkischen Museums.

erkennt man trotz mancher formaler Verschiedenheiten bei beiden den gleichen Geist¹.

Die berühmten Architekten der Hauptstadt scheinen damals überhaupt eine ganze Anzahl von Aufträgen auf dem Lande gehabt zu haben. Der einzige größere Bau z. B., den Chr. Genelli überhaupt ausgeführt hat, ist das Herrenhaus in Ziebingen (1804, Abb. 29). Bei manchen Grundrißmängeln zeugt hier das Äußere doch von einer großen Gesinnung, die keine Zugeständnisse kennt. Besonders anziehend erscheint der Gegensatz zwischen der strengen Quaderung des Erdgeschosses und dem glatten oberen Stockwerk, der einen herben und rassigen Zug in die kühle Vornehmheit der Fassade bringt. Die Mitte der Vorderfront ist in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch einen Umbau leider sehr verunstaltet worden². Doch sind die anderen drei Seiten bis auf das Holzwerk der Türen und Fenster noch ganz unverändert erhalten. Der mittlere Teil der Rückfront blieb hier gänzlich unbetont, weil der Gartensaal an eine Giebelfront verlegt wurde. Er befindet sich dort zu ebener Erde und öffnet sich in einem mächtigen Portal zum Garten. Die Seitenansicht aber leidet etwas unter der durch die Schmalheit der vorspringenden Flügel bedingten Dachform.

Vergleicht man mit dieser Fassade die etwa ein Menschenalter älteren Entwürfe zu dem Neubau von Rühstädt (Abb. 41 b, c), so erkennt man den großen Fortschritt, der darin liegt, daß man es gelernt hat, auch ohne den anspruchsvollen Apparat großartiger Säulen- und Pilasterstellungen das Wesentliche mit Würde und Einfachheit zum Ausdruck zu bringen, ohne daß man dabei in trockene Nüchternheit verfällt. Die oben geschilderte frühklassizistische Entwicklungsreihe, die ohne weitere Rücksicht auf den Zeitsgeschmack sich an den guten Verhältnissen eines Bauwerkes genug sein ließ und sich damit begnügte, die einfachsten Konstruktionsgedanken in der Fassade zum Ausdruck zu bringen, erweist sich als klare Vorstufe zu dem neuen Stil. Der äußere Grund für ihre starke Verbreitung in der Mark liegt in der Armut des Landes; eine gewisse nüchterne Phantasie-

¹ Vgl. Burger: Die Villen des Andrea Palladio, Tafel 42.

² Einen ungefähren Begriff von dem ehemaligen Zustand der Mittelfront gibt eine kleine Abbildung in der Familiengeschichte der Grafen Finckenstein. Danach war das ganz schlichte Eingangsportal in ähnlicher Weise wie die beiden Türen auf der Rückfront in die Rustika eingeschnitten. Es wurde von zwei schmalen Seitenfenstern eingehaumt, die ohne Rücksicht auf die Treppenführung angeordnet waren.

losigkeit der Erbauer spielt manchmal dabei aber auch eine Rolle. Jetzt am Ausgang des 18. Jahrhunderts wird bewußt an diese Richtung angeknüpft; bewußt kehrt man sich von den Barockmotiven ab und sucht sie wieder »in Funktionen umzudeuten«. Die tektonischen Grundgesetze werden die Probleme, mit denen sich die führenden Architekten beschäftigen. Gesetzmäßigkeit, Einfachheit und strenge Form sind das neue Ideal der Zeit.

Unter den bedeutenden Architekten, die viel auf dem Lande gebaut haben, sind vor allem aber die beiden Gilly's, Vater und Sohn, zu nennen. Von ihnen stammt das schöne Paretz, das als schlichtes Gutshaus für Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise errichtet wurde (1797, Abb. 70), das oben erwähnte, aus Lehmziegeln gebaute Klein-Machnow (Abb. 53b) sowie das heute leider gänzlich veränderte Steinhöfel, alles dreies Häuser, die ihren Architekten große Ehre machen.

Um so befremdlicher aber ist der Entwurf zu dem Herrenhaus in Gütergotz¹ (Abb. 64) der gleichfalls den Namen Gilly trägt und der auch in diese Jahre fallen dürfte! Auch hier findet sich wie in Groß-Kreutz das Streben, die Baumasse nach der Mitte hin zu steigern; deshalb wird der Walm der beiden Seitenflügel besonders schräg gestellt, deshalb auch der Turm über der Mitte angeordnet. Aber in Gütergotz wird besonders deutlich, was an den Bauten des Klassizismus um 1800 anfängt verloren zu gehen: Das räumlich-sinnliche Gefühl für die einheitliche Gruppierung des Ganzen, für den organischen Zusammenhang der Teile untereinander und ihren Maßstab. Die Flügel wirken dem Hauptbau gegenüber doch zu winzig, auch stören die voneinander verschiedenen Winkel der Dachneigungen; der Turm bildet hier nicht mehr die überzeugende Einheit mit der Baumasse, wie etwa der runde Mittelteil in Groß-Kreutz, er erhebt sich zu unvorbereitet aus der Dachfläche. Die Verhältnisse der einzelnen Teile zum Ganzen haben etwas Konstruiertes und Erzwungenes an sich².

¹ Aus dem unveröffentlichten Material des Märkischen Museums.

² Es ist fraglos kein Zufall, sondern für das Konstruierte und Errechnete dieser Fassade bezeichnend, daß die Verlängerung der Walmlinie an den Flügelbauten über den Knickungspunkt des Mansardendaches hinweg die Unterkante des Hauptgesimses am Turme trifft, daß ferner eine vom obersten Punkte dieses Walmes an die Turmkuppel gelegte Tangente den äußersten Punkt des Mansardendaches berührt! — Heute ist das Haus durchgreifend verändert!

Auch der Vergleich mit dem alten Fachwerkhaus zu Karwe, das ein ähnliches Massenproblem zeigt, fällt nicht zu Gunsten von Gütergotz aus, denn man empfindet diesen Entwurf auch viel zu sehr als typische Stadtarchitektur, um ihn gutheißen zu können. Die enge Beziehung zwischen Architekt und ländlichem Bauherrn beginnt damals zum Schaden des Bauwerks sich zu lösen.

So verraten auch die Herrenhäuser, die von Schinkels Hand umgebaut sind, alle diese Kluft! Neubauten hat Schinkel in der Mark anscheinend nicht ausgeführt; er mußte also Gegebenes berücksichtigen und konnte nicht frei schaffen. Aber auch wenn man diese Tatsache in Rechnung stellt und seine sonstigen Leistungen bewundert, so muß doch gesagt werden, daß diese Umbauten keine Meisterwerke sind und hinter Arbeiten anderer Architekten durchaus zurückstehen! Daß die Einzelheiten oft mangelhaft ausfallen, erklärt sich vielleicht daraus, daß Schinkel zu überlastet war, um sich um die Ausführung eingehend bekümmern zu können. Jedoch auch städtebaulich bleibt viel zu wünschen übrig, denn oft fehlen Rücksicht auf die Umgebung und maßstäbliche Beziehung. Wahrscheinlich hat er die Baustellen nur sehr flüchtig kennen gelernt.

Sein bekanntester Bau, der auch von Zeitgenossen am meisten bewundert wurde, ist der des »Schlößchens Tegel«. Schinkel hatte hier die Aufgabe, ein ungewöhnlich schmales Haus, das an einer Seite einen Eckturm besaß, zu vergrößern. Er verdoppelte die etwa 6 m betragende Tiefe und machte den Turm zum beherrschenden Motiv, indem er ihn an den anderen drei Hausecken wiederholte. In der Grundrissbildung zwar erkennt man an Einzelheiten den bedeutenden Architekten. Die Treppe z. B. zeigt, trotzdem sie auf allerschmalstem Raum angeordnet werden mußte, eine sehr originelle und ausgezeichnete Lösung. Schinkel hat es hier verstanden, mit geschickt gewählten, raumerweiternden Mitteln eine gewisse Geräumigkeit vorzutäuschen. Im Äußeren jedoch ist es ihm nicht gelungen, die vier Türme in die Baumasse einzubinden¹. Die vielen Horizontalteilungen, die er anbringt, halten das Ganze nicht zusammen; sie wirken dünn, kleinlich und verworren; besonders die Seitenfronten sind wenig glücklich. Hier sieht man deutlich schon das Streben, das später so verhängnisvoll werden sollte, eine an sich bereits durch große Fenster aufgerissene Wandfläche weiter zu beunruhigen durch Pfeiler, Pilasterstellungen

¹ Abb. s. Moeller van den Bruck: Der preußische Stil.

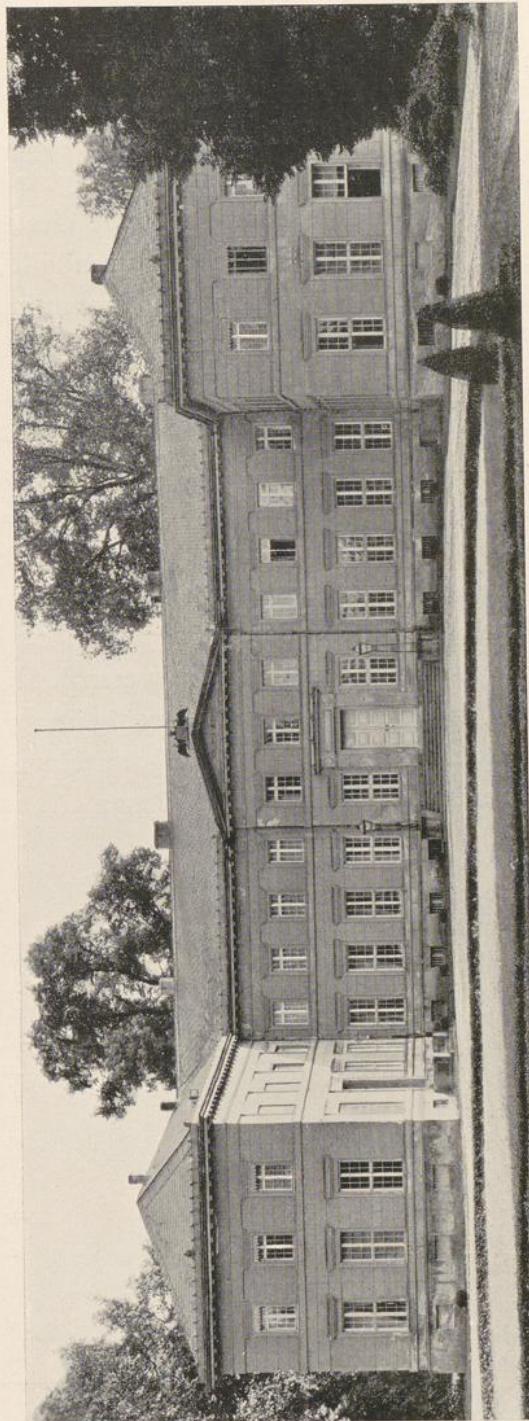
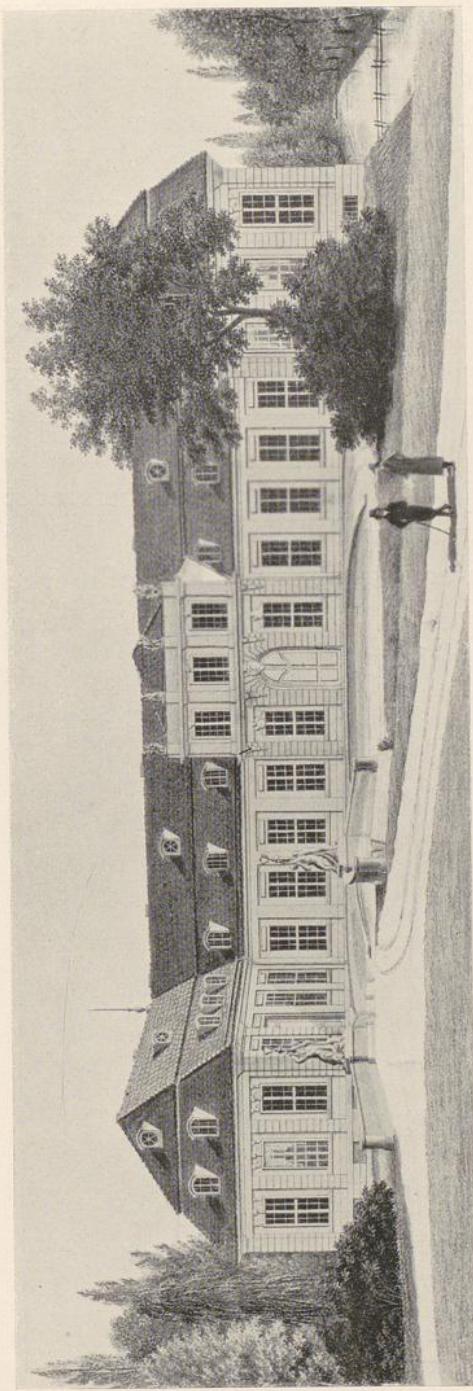


Abb. 65 u. 66. Neu-Hardenberg. 65: Vorderfront. Alter Zustand. 66: Umbau von Schinkel

und zahlreiche Gesimse. Auch macht der ganze Bau durch die flache Neigung seines Daches einen wenig bodenständigen Eindruck.

In Friedersdorf sollte Schinkel in dem vom alten Götzke gebauten Herrenhause das Innere, vor allem das Treppenhaus, verbessern und das Äußere dem Zeitgeschmacke anpassen. Er beseitigte also die schöne, in der Mitte des Hauses liegende dreiarmige Treppe und ordnete seitwärts eine gradläufige Stiege mit unmöglichem Steigungsverhältnisse an. Seine farbigen Entwürfe für die Innenräume dagegen sind in ihren strengen Aufteilungen mit den zarten, pompejanischen Arabesken beste Schinkelsche Raumkunst. Die alte Fassade aber behängte er mit den trockenen Formen englischer Neugotik. Höchst bezeichnend für seine Auffassung des Ornamentalen ist ein Brief, den er an den Bauherrn Generalleutnant v. d. Marwitz richtet und der sich im Friedersdorfer Archive befindet¹. Er übersendet hier dem General die neue Fassadenzeichnung und bemerkt dazu, daß er diese und jene bestimmten Ornamente für angemessen erachte. Sollte ihre Antragung dem Bauherrn jedoch zu teuer sein, so könne man sich auch mit weniger behelfen und verschiedenes streichen!

In diesen Worten ist wenig mehr von dem strengen Geist zu spüren, in dem sich die führenden Architekten einige Jahrzehnte früher um Stellung, Sinn und Verteilung des Ornamentes bemüht hatten²!

¹ In dem Friedersdorfer Archiv befindet sich auch die Zeichnung von Grundriß und Fassade des alten Götzkeschen Herrenhauses.

² Vergl. etwa in den »Nützlichen Aufsätzen die Baukunst betreffend« den Aufsatz Riedels d. A.: »Über die schickliche Auszierung der Fassaden«, Berlin 1797.



Abb. 67. Grünberg. Hoffront

Auf die wenigstens teilweise nicht sehr glücklichen Leistungen Schinkels am Schlosse zu Buckow hat Schmitz bereits hingewiesen¹.

Am besten sind wohl die ausgezeichneten Wirtschaftsgebäude, die Schinkel schon in seiner Jugend in Neu-Hardenberg für den General v. Prittwitz errichtet hat². Sein späterer Umbau des dortigen Schlosses (Abb. 65 u. 66) — es handelt sich um die Aufstockung einer oberen Etage — ist in den charakteristischen, etwas trockenen Formen des Schinkelschen Klassizismus gehalten. Die Fassade wirkt durch ihre Proportionen, kann jedoch die herbe und rassige Vornehmheit des Genellischen Ziebingen nicht erreichen! — Denn auch sie zeigt einen viel zu städtischen Geist. —

Vergegenwärtigen wir uns an dieser Stelle nochmals einen Augenblick das charakteristische Bild des märkischen Dorfes:

In völliger Ebene oder leicht welligem Gelände liegen eingebettet zwischen niedrigen Obstbäumen die langgestreckten Scheunen und Bauernhäuser, auf die die parallelen Feldraine der Bauerngärten hinzulaufen scheinen. In der Mitte erhebt sich der spitze Kirchturm mit dem steilen Kirchendach und irgendwo seitwärts erblicken wir eine hohe Baumgruppe, die alten Parkbäume, aus denen das Herrenhaus hervorleuchtet, ebenso wie die Kirche die Bauernhäuser weit überragend.

Masse und Einfachheit genügen hier also völlig, um dem Herrenhaus seine überragende Stellung zu sichern; klare Grundform und Verzicht auf alle Kompliziertheiten sind die selbstverständlichen Folgerungen. Es ist also kein Zufall, wenn das einfache Rechteck die normale Grundform bei weitaus den meisten Herrenhäusern darstellt. Die Notwendigkeit zu gruppierten Anlagen aber ergibt sich einmal aus wirtschaftlichen Gründen — die verschiedenartigsten Raumbedürfnisse müssen befriedigt werden — und zweitens aus ästhetischen Erwägungen: Die Baumasse soll gelagert bleiben. Für diese zusammengesetzten Baukörper kommen nur wenige Grundformen in Frage: Der T-förmige Grundriß, der bei den Häusern der Renaissance noch durchaus gebräuchlich ist, scheidet aus, weil er für das barocke Empfinden wegen der starken perspektivischen Überschneidungen durch den vorspringenden Mittelteil eine zu große Verzettelung der Baumasse bedeutet. Das gleiche gilt für das +, das aus demselben Grunde auch

¹ Schmitz, Berliner Baumeister, S. 41, Abb. S. 246, 248.

² Schmitz, Berliner Baumeister, S. 247.

Abb. 68. Kossenblatt

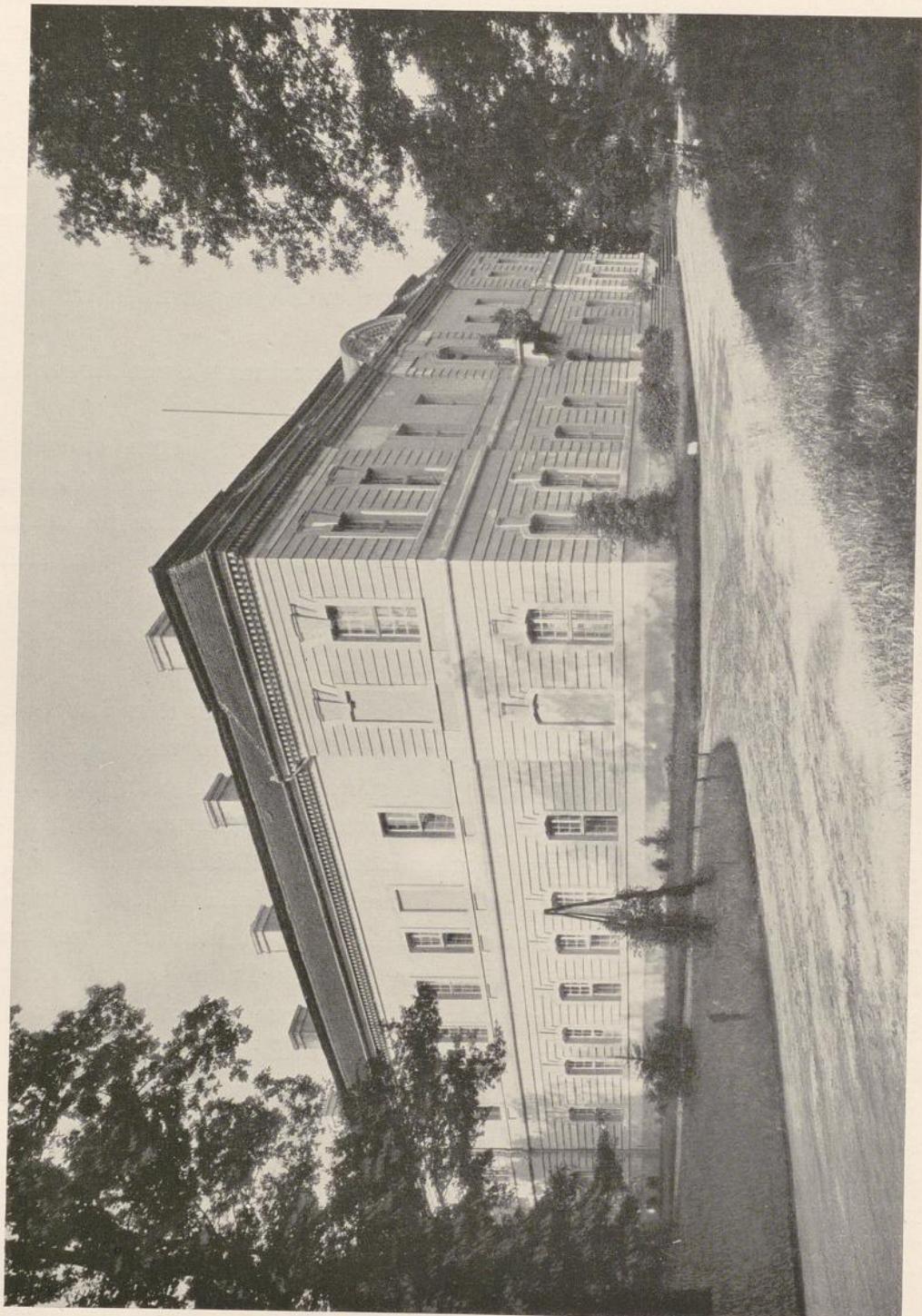




Abb. 69. Hoppenrade. Vorderfront

kaum gewählt wird. Es bleiben **L**- und **H**-Form und als drittes die Staffelung der Baumasse in der Längsachse des Hauptkörpers. Die Beispiele für die letztgenannte Möglichkeit sahen wir oben in Karwe (Abb. 46b, c), Gütergotz (Abb. 64) und dem besonders elegant gelösten Groß-Kreutz (Abb. 21). Das Problem der **L**- resp. **H**-Form liegt vor allem in der Schwierigkeit der Dachausmittelung.

In Grünberg (erste Hälfte des 18. Jahrhunderts) (Abb. 67) wird der Versuch gemacht, mit Hilfe der Wirtschaftsflügel eine möglichst imposante Baumasse zu erzielen. Um nun den verhältnismäßig kleinen Hauptbau nicht zu verdecken, schob man die Seitenflügel seitwärts heraus, mußte aber infolgedessen auf den guten Zusammenschnitt der Dächer Verzicht leisten. So wirken die massigen Flügel dem Mittelbau gegenüber zu selbständig, die Teile ordnen sich dem Ganzen nicht genügend unter. Wesentlich besser ist die Lösung in Hoppenrade, wo man Wirtschaftsflügel und Kapelle rechtwinklig vor den langen durchlaufenden Hauptbau stellte und durch den tieferen Dachansatz der Flügel einen befriedigenden Dachanschluß erzielte (Abb. 69). — In Reckahn (Abb. 17a, b) werden die schmalen Flügel zwar vor den Hauptbaukörper gestellt, doch gerät man gleichfalls mit dem Dach in Schwierigkeiten, weil die Brechungslinie des Mansardendaches in der gleichen Höhe auch bei den so viel schmäleren Flügeln durchgeführt wurde. So wirkt das Verhältnis zwischen dem oberen und unteren Dachteil der Flügel äußerst unglücklich, besonders von der Seite her gesehen. Ebenso macht das Schleifen der Dachfläche auf die Risalite der Gartenfront einen wenig erfreulichen Eindruck.

Die **H**-Form von Ziebingen (Abb. 29a) ist an den Längsseiten durchaus einwandfrei. Die Dächer der Seitenteile sind auch hier niedriger als das Hauptdach und da die Flügel vor beide Längsfronten gleichweit vorspringen, so wirkt auch die Seitenansicht infolge der symmetrischen Verfallung des Hauptdaches durchaus erträglich.

Die weitaus schönste Lösung aber bietet Diedersdorf, das Ideal des märkischen Herrenhauses um 1800! (Abb. 43a—d). Hier ist der Baukörper gleichfalls außerordentlich langgestreckt. Infolgedessen können auch die Seitenteile eine ziemliche Breite erhalten, ohne daß dadurch der von ihnen eingefasste Innenhof zu schmal würde, wie das etwa in Kossenblatt der Fall ist. Überhaupt sind alle Verhältnisse des Diedersdorfer Hauses besonders

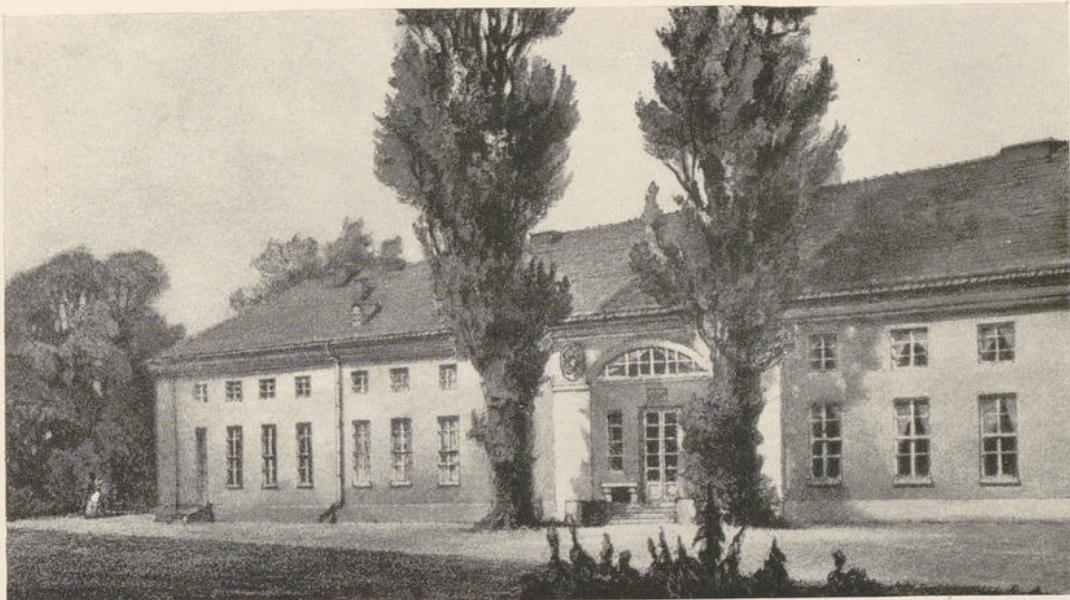


Abb. 70. Paretz. Nach einer Litographie aus dem Jahre 1840

glücklich: die Anordnung und Verteilung der Fensteröffnungen ist ebenso glänzend wie die Neigung und die Masse des Daches. Vorbildlich vor allem aber ist die geschickte Verteilung des Schmuckes. Wie gering sind dabei die Mittel, die zur Anwendung kommen! Die zarte Perlstabeinfassung der beiden das Mittelpforte umrahmenden Fenster und die Bereicherung des entsprechenden Hauptgesimses durch Konsolklötze, Perl- und Eierstab genügen völlig, um durch diese Betonung der mittleren Seitenteile die Hauptfläche der Fassade herauszuarbeiten (vergl. Details Abb. 43d). Die gleiche, ornamentale Bereicherung an den Ecken des Gebäudes vervollständigt die bei der Länge der Fassade so notwendige Gliederung. Hier in Diedersdorf finden sich noch »die drei Hauptmomente der architektonischen Kunst«, die uns diese klassizistischen Bauten so reizvoll erscheinen lassen: »Das Gefühl für Raumgestaltung, für Proportionen und für die richtige Verteilung des Schmuckes¹. In seiner einfachen Vornehmheit erscheint das schöne Haus als Krone der Bauten, die den Typ des märkischen Herrenhauses am reinsten verkörpern, deren flächige Fassaden in ihrer schlichten Einfachheit etwas Zeitloses besitzen, das mit dem Charakter der weiten Ebene und der dunklen Wälder in tiefem Zusammenhang steht und mit ihnen eine innere Einheit bildet!

¹ Vergl. Schmitz, Berliner Baumeister, S. 13.



Abb. 71. Schönwalde. Treppenhaus